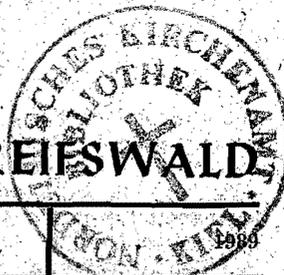


# AMTSBLATT

## DER EVANGELISCHEN LANDESKIRCHE GREIFSWALD



Nr. 12

31. Dezember 1989

### Inhalt

	Seite		Seite
A. Kirchliche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen	61	C. Personalnachrichten	66
Nr. 1) Bericht von Bischof Dr. Gienke vor der Landessynode am 2. November 1989	61	D. Freie Stellen	66
B. Hinweise auf staatliche Gesetze und Verordnungen	66	E. Weitere Hinweise	66
		F. Mitteilungen für den kirchlichen Dienst	
		Nr. 2) Theologische Woche Jena 1988	66

#### A. Kirchliche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen

Nr. 1) Bericht von Bischof Dr. Gienke vor der Landessynode am 2. November 1989 in Züssow

Herr Präses!

Hohe Synode!

Liebe Schwestern und Brüder!

Was für ein Jahr liegt hinter uns! Welche erregenden Tage und Wochen durchleben wir! Welch große Hoffnungen und Erwartungen, aber auch welche sorgenvolle Fragen treiben uns um. Wieviel Sehnsüchte und Ängste um die Zukunft gehen zugleich durch unsere Herzen! Wo gibt es ein Gespräch, eine Begegnung, in denen diese Erregung nicht deutlich würde? Auch dieser Bericht ist in dem Aufbruch dieser Tage entstanden und braucht unsere gemeinsame Weiterarbeit.

Wir alle suchen intensiv nach neuen Wegen für unser Land und für unsere Kirche und sind davon in Atem gehalten. Wir spüren die unvergleichlichen Herausforderungen, die uns ganz in Anspruch nehmen. Und doch: Bevor wir hier in der Landessynode frei sind für dieses Heute und Morgen, können wir die Ereignisse von Gestern in unserer Landeskirche nicht abblenden, die tiefe Wunden bei vielen von uns hinterlassen haben. Wir können nicht nach vorn sehen ohne den ehrlichen und offenen Blick auf das, was hinter uns liegt. Der Kirchenleitungsbericht hat damit begonnen. Ich möchte, auf meine Weise, zur Offenheit zwischen uns beizutragen versuchen.

Ich gestehe Ihnen ehrlich ein: Ich habe diese, für mich überraschend schnelle Entwicklung in unserem Lande noch vor einem Jahr einfach nicht vorausgesehen. Angesichts der Stagnation der Gespräche zwischen der Regierung und dem Bund der Evangelischen Kirchen habe ich mich vielmehr unter einer quälenden Last gefühlt. Das Bemühen um den Dialog mit der Regierung hat in all den zurückliegenden Jahren doch nie nur den kirchlichen Dienst in unserer Gesellschaft gegolten. Die Gespräche boten Gelegenheit, auch gesellschaftliche Fragen zur Sprache zu bringen und so einen Beitrag zur gesellschaftlichen Entwicklung zu geben. Für unsere Kirchen ist dieser Gesprächsprozess zwischen Regierung und Evangelischen Kirchen – unab-

hängig von den Gesprächen auf allen anderen Ebenen – darum seit Jahren so wichtig gewesen, weil er das einzige uns zugängliche Instrumentarium für eine Beeinflussung der gesellschaftlichen Ebene in den vorgegebenen Strukturen war. Um so größer erschien uns der Schaden durch das Versanden dieser Gesprächsmöglichkeit. Jeder Stillstand bedeutet ja Rückgang, und damit auch Unterbindung von weiterführender gesellschaftlicher Entwicklung.

Wie kompliziert es aber ist, einen abgerissenen Gesprächsprozess neu zu beginnen, erleben wir in diesen Wochen hautnah. So haben wir am Anfang des vorigen Jahres mit den leitenden Brüdern im Konsistorium überlegt, ob und wie wir unsererseits zu einem neuen Anfang des Dialogs beitragen könnten, der erklärtes Ziel im ganzen Bund Evangelischer Kirchen war und ist. Dazu bot nach unserem Eindruck die Domeinweihung eine Möglichkeit, die zu nutzen wir uns entschlossen, ohne zunächst genau zu wissen, wie das aussehen könnte. Von dieser allgemeinen Absicht habe ich auch die Brüder im Bischofskonvent unterrichtet, ohne daß es irgendwelche Bedenken gab.

Angesichts der vielen Gäste, die auf je eigene Weise zum Gelingen der Domrenovierung beigetragen haben, lag es nahe, auch die Bemühungen unseres Staates um das kulturhistorisch wertvolle Gebäude durch entsprechende Einladungen zu würdigen. Die Einladung an den Staatsratsvorsitzenden sollte zugleich ein Zeichen der Offenheit unseres Zeugnisses und Dienstes für alle Menschen sein und konkret dazu helfen, die Gespräche zwischen der Regierung und dem Bund der Evangelischen Kirchen zu beleben, aus denen wir uns für die gesamte gesellschaftliche Entwicklung Gutes erhoffen.

So kam es zu ersten Kontakten über eine mögliche Einladung an den Staatsratsvorsitzenden, die sich im späten Frühjahr verdichteten und dann den Leitungsgremien im Bund und in der Landeskirche bekanntgemacht wurden. Die für uns ungewohnte und schwierige Protokollsituation hat uns über diese konkrete Initiative länger Stillschweigen bewahren lassen, als es gut war. Das ist ein Versäumnis, das mir leid tut und für das ich die Verantwortung trage. Ich habe eingesehen, daß das, was von mir als Diskretion gegenüber dem Gast gemeint war, von den Brüdern und Schwestern in den Leitungsgremien als mangelndes Vertrauen gewertet werden mußte.

Daß Bischof Dr. Fork, trotz unserer wiederholten intensiven Bitten, im Anschluß an den Gottesdienst nicht zum Rathausgespräch eingeladen wurde, warf einen ersten ernsten Schatten. Wenn wir gemeinsam in der Kirchenleitungsgruppe, die an diesem Gespräch beteiligt war, im Kontakt und Einvernehmen mit der Berlin-Brandenburgischen Kirchenleitung entschiedener, der vorbereiteten Begegnung trotzdem nicht auszuweichen, fähen wir es in der zähen Hoffnung, bei der Wiederbelebung des Dialogs doch zu einem neuen Anfang zu kommen. Dazu gab der Staatsratsvorsitzende in dem Gespräch schließlich seine klare Zustimmung. Zu mehr, etwa zu Gesprächen über Sachthemen gab es in einer 30minütigen Begegnung keine Möglichkeit. Aber dieser längere Schritt mit der Aussicht auf einen neuen Anfang des Dialogs wurde schnell zu einer Belastung unserer kirchlichen Gemeinschaft. In der Konferenz der Kirchenleitungen empfand man 5 Wochen vor dem Einweihungstermin die Information über einen möglichen bevorstehenden Besuch des Staatsratsvorsitzenden als zu spät gegeben. Unsere eigene Kirchenleitung kritisierte nicht die Entscheidung, aber ihre mangelnde Beteiligung daran. Und in der Tat wäre eine Beteiligung der ganzen Kirchenleitung wenigstens an der Entscheidung zum Rathausgespräch richtig gewesen. Kritik an den Kosten der Domrenovierung geriet in die Öffentlichkeit, unsere Kirchenzeitung „Die Kirche“ und auch die „Mecklenburgische Kirchenzeitung“ stimmten in ihren Kommentaren in diesen Chor der Kritiker ein und verstärkten ihn nicht unerheblich.

Rückschauend frage ich mich: Warum begnügtest du dich nicht mit dem, was am 11. Juni geschah und zugesagt wurde? Ich gestehe Ihnen: Ich hatte die Sorge, daß der Einsatz des Staatsratsvorsitzenden und unserer eigener Einsatz am 11. Juni verpuffen und zerredet werden könnte. Diese Sorge war nach den lauten kritischen Stimmen für mich zu einer Last geworden. Heute sehe ich darin meinen Kleinglauben, der Gott nicht mehr, nicht alles zutraute, sondern meinte, durch eine zusätzliche Aktion die Entwicklung zum Dialog erneut beeinflussen zu sollen. Deshalb schrieb ich in eigener Verantwortung und Initiative den ganz persönlichen Brief vom 3. Juli an Erich Hoppecker, der einen von mir begonnenen Vorgang zu einem guten Abschluß zu führen versuchte. So ist er offensichtlich auch vom Empfänger verstanden und mit dem inhaltlich wichtigen Brief vom 18. 7. beantwortet worden. Die Veröffentlichung des Briefwechsels hat im Blick auf meinen Brief ein starkes, kritisches Echo ausgelöst, das mich in diesem Ausmaß betroffen gemacht hat und bis heute macht. Es gab und gibt bis heute auch gewichtige Stimmen der Ermüdung und der Zustimmung. Dabei meine ich nicht die in einigen CDU-Zeitungen eine kurze Zeit lang veröffentlichten Briefe, die auf meine Bitte hin kurzfristig eingestellt wurden.

Das Ausmaß der Kritik fordert zum Überdenken des ganzen Vorganges heraus. Die Sprachgestalt meines Briefes hat offenbar bei vielen Ärgernis ausgelöst, besonders einige Sätze, die als kritiklose Anpassungsverstanden worden sind und als Umgehen konkreter Probleme der Christen vor Ort. Besonderen Widerspruch rief die Passage mit einer kritischen Randbemerkung über die Berichterstattung einiger Kirchenzeitungen in Ost und West hervor. Ich habe den Ärger, den Widerspruch, die Anfechtung vieler nachdenklich und betroffen gehört. Die Aufregung und Belastung für unsere Gemeinschaft ist mir sehr schmerzlich.

Ich will jetzt nicht zum wiederholten Male zu Inhalt und Form des Briefes etwas sagen. Ich ging damals davon aus, daß wir noch einen längeren Weg des Müehens in der Ebene alter Strukturen vor uns hätten und sah nicht, daß sich Neues aussichtsreich Bahn zu brechen begann. Ich war mir des Weges, der ja durch Jahre hindurch im Bund und in der Landeskirche gemeinsam

gegangen worden ist, so sicher, daß ich andere Stimmen nicht in der Weise ernst genommen habe, wie es notwendig gewesen wäre. Das ist meine Schuld, die ich Ihnen hier offen und betroffen eingestehe. Ich habe gemeint, weder für diesen Weg, noch für den Brief und für die Zustimmung zu seiner Veröffentlichung das Gespräch und den Rat der Brüder zu brauchen. Das hat die schwerwiegenden Belastungen ausgelöst, die für mein Denken und Handeln einen vorher nicht gekannten Schock ausgelöst haben.

Ich habe mir nachträglich zwar deutlich gemacht, daß ich auch elementare Fehler im Umgang mit publizistischen Gesetzen gemacht habe. Daß der Leser eines veröffentlichten Briefes den ursprünglichen Adressaten mit seiner eigenen Adresse ungewollt vertauscht, habe ich einfach nicht gewußt und bedacht. Mir ist dann auch klar geworden, daß die starke Kritik erst voll verständlich wird auf dem Hintergrund eines Stimmungsumschlages in unserem Land, der sich zwar seit längerem andeutete, aber offensichtlich im Zusammenhang mit den Kommunalwahlen Anfang Mai und mit der Berichterstattung über die Ereignisse in China Anfang Juni in der Bevölkerung erfolgt ist. Diese wichtige Tatsache ist mir leider in ihrem ganzen Ausmaß erst zu spät bewußt geworden. Darüber bin ich bis heute erschrocken.

Aber das geistliche Grundproblem in dem allen bleibt für mich, daß ich einmal erkannte Prinzipien höher stellte als die lebendige Stimme von Brüdern und Schwestern. Wie das eigene stille Hören auf Gottes Wort in der Heiligen Schrift und das wache offene Hören auf das Wort der Glieder der Gemeinde zu einer Einheit werden, darin möchte ich neue Erfahrungen machen, weil ich hier ein Defizit meiner Frömmigkeit nun elementar erfahren habe.

Daß ich unsere Gemeinschaft und die Gemeinschaft im Bund belastet habe, beschwert mich sehr. Daß aus dem Bemühen um ein neues konstruktives Miteinander mit den Verantwortlichen in unserer Gesellschaft eine Belastung des Miteinanders in unserer Kirche wurde, trifft mich tief. Daß ich in dieser Situation mir ernsthaft die Frage gestellt habe, von dem Dienst des Bischofs zurückzutreten, liegt auf der Hand. Durch einige Briefe aus der Landeskirche — leider kaum durch persönliche Gespräche — wurden diese Überlegungen noch verstärkt. Ich denke: Sie verstehen es: Ich bin mit Leib und Seele evangelischer Pastor, aber an dem besonderen Dienst des Bischofs hänge ich nicht, obwohl ich ihn mit Freude jeden Tag neu tue. Er ist anstrengend, kostet viele Opfer und müdet nicht zuletzt der Familie, meiner Frau, viel, zu viel zu. Für Privates bleibt kaum Raum. Trotzdem kann ich gewissensmäßig — und ich weiß, welch großes Wort ich hier wähle — kein Ja zu einem Rückzug aus diesem Dienst finden. Den Dienst habe ich mir nicht ausgesucht. Berufung ist gerade in kritischer Stunde zu bewahren. Aus der Verantwortung für unsere Kirche denke ich so. Ich möchte vor den Problemen der Landeskirche, die durch mich ausgelöst wurden, nicht ausweichen. Sie müssen aufgearbeitet werden, wenn sie heilen sollen. Ich bin bereit zu einem neuen Weg, zu neuem Denken und neuem Handeln. Ich habe mich wohl geprüft, ob das möglich sein wird. Wer kann für sich garantieren? Aber ich denke, die schmerzlichen Erfahrungen und Einsamkeit dieser Monate sind so tief, daß mir ein neuer gemeinsamer Weg wichtig ist. Ich kann mir eine evangelische Kirche nur als eine Kirche der *durch Christus begnadigten* Sünder und nicht als eine Kirche von Gerechten vorstellen. So kann ich Sie nur bitten, lassen Sie uns nach allem im Vertrauen auf Gottes Gnade ein neues Kapitel gemeinsamen Dienstes beginnen.

Ich bin der Konferenz der Evangelischen Kirchenleitungen, der Bundessynode, der Mecklenburgischen Kirchenleitung aber in besonderer Weise unserer Kirchenlei-

tung dankbar, daß sie offen und initiativ waren, in kritischen Gesprächen Türen zu neuer Gemeinschaft zu öffnen. Diese Gespräche waren für mich wichtige Erfahrungen im Hören aufeinander und im Finden eines neuen gemeinsamen Anfangs.

Dabei ist in den Gesprächen unserer Kirchenleitung mein Leitungsstil in unserer Landeskirche besonders angefragt worden. Es ist wahr, daß ich meinen mir übertragenen Dienst verantwortungst intensiv und -extensiv verstehe. Das macht mir vieles nicht leicht, sondern schwer. Dabei ist mir das Gespräch nach allen Seiten immer wichtig gewesen, und ich habe viel Zeit dafür bei Visitationen, Besuchen, Rüstzeiten investiert. Ich habe Partnerschaft in persönlicher Begegnung und in den Leitungsgremien unserer Landeskirche immer dadurch zu praktizieren versucht, daß ich die Gesprächspartner ernst nahm, indem ich auch meine Meinung intensiv zum Ausdruck brachte. Dabei habe ich offensichtlich den Eindruck erweckt, Gesprächspartner nicht ernst zu nehmen und mich durchsetzen zu wollen. Ich verstehe jetzt: Eigene geistliche Erkenntnis und die geistlichen Erkenntnisse der Schwestern und Brüder, auch wenn sie den eigenen nicht entsprechen, gehören zusammen. Ich habe im Gespräch mit der Kirchenleitung das brüderliche Bemühen verstanden, Verantwortung gemeinsam zu praktizieren und wahrzunehmen. Das empfinde ich als Entlastung, Hilfe und starkes Angebot zu neuer Gemeinsamkeit in gegliedertem Dienst.

Wir sind uns darüber im klaren, daß ein solcher Stil auf allen Ebenen praktiziert werden will und eingeübt werden muß. Wir haben in der Kirchenleitung erste Schritte gemeinsam verabredet und praktiziert, weitere werden wir gemeinsam überlegen. Auch im Superintendentenkonvent haben wir im Blick auf das Miteinander in der Landeskirche neue Möglichkeiten bedacht und werden sie weiter konkretisieren. Mit den Pröpsten zusammen gibt es Verabredungen über die Gemeinschaft des Dienstes des Bischofs und der Pröpste, wie das von der Kirchenordnung vorgesehen ist. Ich sehe auch in der kirchenordnungsmäßig vorgesehenen Beratung des Bischofswahlkollegiums, das vom Präses für den 1. Dezember einberufen wird, eine weitere Chance, über das Miteinander in der Verantwortung und im Dienst nachzudenken und dafür Anregungen zu geben.

Ich übt stark, den mir kirchenordnungsmäßig übertragenen Visitationsdienst für eine Zeitlang in der bisherigen Form auszusetzen zugunsten vermehrter Besuche bei Mitarbeitern und Gemeindegruppen. Die ersten Erfahrungen beim Besuch von Mitarbeitern und Aktivitäten der Jugendarbeit, von Gruppen, die sich der Friedens- und Ökologieverantwortung erklärmaßen stellen, und von Gruppen, die einem charismatischen Gemeindeaufbau nahestehen, ermutigen mich dazu. Ich habe in der Kirchenleitung angeregt, daß wir die Arbeit der Kirchenleitung durch Kontakte in verschiedenen Teilen der Landeskirche etwa durch Anhörungen und Gesprächsforen ergänzen. Das alles sind erste Überlegungen, die geprüft und gestaltet werden müssen.

Daß Gespräche, Begegnungen, gemeinsames Nachdenken und Wollen etwas sehr Wichtiges, auch für uns als Kirche sind, ist mir in diesen Wochen neu deutlich geworden. Keiner weiß den Weg allein. Das spüren wir in diesen Tagen und Wochen erst recht. Das ist freilich eine Anfrage an uns alle. Wie weit öffnen wir uns füreinander, für das Gespräch, für das Suchen und Fragen des anderen? An der Einsamkeit eines Mitarbeiters, auch eines Bischofs, ist nie nur sein Amt und seine Person schuld, sondern alle, die dem Gespräch mit ihm aus dem Wege gehen oder es gar verweigern. Ich frage mich und uns, ob diese jetzt durchlittene Zäsur in unseren Erfahrungen nicht eine Chance sein kann innezuhalten, neu nachzudenken, uns konkret ernst zu nehmen, auf-

einander zu hören und bei aller Verschiedenheit des Miteinander als unausweichliche Aufgabe und als Geschenk Gottes ernst zu nehmen.

Dabei werden wir von manchen Vorstellungen und selbstverständlich geübten Verhalten Abschied nehmen müssen. Wir haben ernst zu nehmen, daß es verschiedene Meinungen, Haltungen, Entscheidungen von Christen und Gemeinden auch innerhalb einer Landeskirche gibt. „Einheit im Glauben und in der Liebe“ kann nicht Meinungsuniformität sein, die dann sogar vom Bischof zu garantieren wäre. Vertretung der Landeskirche kann nicht mit der Übernahme und Weitergabe von Meinungen anderer, auch nicht der Meinung von Konventen in eins gesetzt werden. Das Denken, das von oben her Entscheidungen oder Bestätigungen erwartet, ist an seine Grenze gekommen und bedarf dringend der Korrektur. Im Miteinander der Verschiedenen liegt die Chance.

Auch die Landessynode wird nicht umhin können, ihre Arbeit im Blick auf neuen Leitungsstil kritisch und kreativ zu überdenken. Der Dialog mit den Gemeinden klingt kirchenordnungsmäßig wohl an, hat aber doch wohl auch noch nicht eine überzeugende Gestalt gewonnen. Wie der Bischof lernen muß, daß nicht er allein die Stimme der Landeskirche ist, so werden auch kirchliche Mitarbeiter neu zu lernen haben, daß nicht sie allein die Stimme der Gemeinden sind, sondern sie in deren Mitte eine Stimme unter allen anderen haben, auf die es zu horchen und die es ernst zu nehmen gilt.

Die neue Gemeinschaft im Dienst, die von unserer Kirchenleitung gewollt wird, und die ich dort und an nicht wenigen Stellen in der Landeskirche jetzt neu erlebe, ist für mich ein Zeichen des guten Geistes Gottes in unserer Kirche geworden. Dafür bin ich dankbar. Ein weites Feld liegt für die Bewährung unserer Gemeinschaft freilich neu vor uns allen. Jeder einzelne von uns und in unserer Kirche wird daran seinen Teil haben und geben. Ich möchte meinen Teil gerne dazu beitragen.

#### *Liebe Schwestern und Brüder!*

Seit einigen Tagen spricht man in unserem Land von der „Wende“ in Staat und Gesellschaft. Ein großes Wort für eine noch größere Realität! Ich verschweige es nicht: Ich habe das – angesichts der Erfahrungen meiner Lebenszeit und auch in Kenntnis der deutschen Geschichte in den letzten 200 Jahren – nicht für möglich gehalten, was sich vor unseren Augen jetzt vollzieht. Ich bin überzeugt, daß es wirklich eine Wende ist. Ich kann zwar die skeptischen und ungeduldigen Stimmen um uns und in uns nur zu gut verstehen. Daß es eine Wende bleibt, ja erst-eigentlich wird, ist eine Aufgabe aller in unserem Land. Das ist das aufregend Neue, das jeden in unvergleichbarer Weise herausfordert. Daß der offene, ehrliche Dialog aller als Wesensmerkmal der Gesellschaft bejaht wird, ist spät, und doch hoffentlich nicht zu spät erkannt worden.

Eine große Aufgabe und Chance liegt vor uns und der ganzen Gesellschaft. So wichtig es für uns war, daß der lang angestrebte Gesprächskontakt zwischen dem Generalsekretär der SED und Vertretern des Vorstandes des Bundes der Evangelischen Kirchen endlich zustande gekommen ist, so spüren wir doch, wie die Ereignisse sich nun oft schneller entwickeln, als wir denken und reagieren können. Der ursprünglich von Erich Honecker dafür in Aussicht genommene Termin ist nun schon einen Tag nach seiner Wahl zum Generalsekretär von Egon Krenz wahrgenommen worden. Die Erwartungen der Kirche sind hier nach der Bundessynode erneut deutlich benannt worden. Freilich hat sich meines Erachtens inzwischen eine grundlegend neue Situation ergeben. Das Gespräch zwischen Staat und Kirche ist jetzt nicht mehr die einzige, und schon deshalb mit hohen Erwartungen belastete wirkliche Gesprächschance in der Gesellschaft.

Vielmehr haben sich die Gesprächsebenen zu unserer Freude deutlich vervielfacht. Die Sachgespräche zwischen Regierung und Bund behalten ihren Wert, aber sie reichen bei weitem nicht mehr aus.

Noch gibt es allerdings viel zu wenig verbindliche Gespräche in unserem Land. Ich denke, daß wir alle Initiativen, die eine verantwortliche, konkrete, breite Meinungsbildung anstreben, bei ihren Bemühungen um gesellschaftliche und auch rechtliche Anerkennung nur unterstützen können. Die Wende braucht für die Stimme aller viele Formen, bestehende und neue. Wenn Christen und kirchliche Mitarbeiter dabei oft auch in kirchlichen Räumen durch Informationen und Gespräche geholfen haben, ist das als ein solcher Beitrag zur schnellen Verbreiterung der Gesprächsebenen zu verstehen und anzuerkennen. Das Gespräch über die Gestaltung der Gesellschaft gehört mitten in die Gesellschaft. Hier haben wir alle viel zu lernen. Was in mehr als einem halben Jahrhundert in unserem Land öffentlich kaum geübt werden konnte, braucht nun schnell Quantität und Qualität. Es ist beeindruckend, wie an vielen Stellen auch in unserer Landeskirche Christen und Kirchengemeinden sich hier verantwortlich eingeschaltet haben, um erste Schritte in so ungewohntem gesellschaftlichen Dialog zu gehen. Die Erfahrungen mit der notwendigen konstruktiven Offenheit auf der staatlichen Seite sind nicht überall gleich, aber an vielen Stellen auch erfreulich gut. Hier wird es auf ernsthaften guten Willen ankommen, der den Verdacht überwindet, alles sei nur Taktik zur doch letztlich nur gewollten Bewahrung des Alten. Die Wende braucht neue Inhalte und neue Formen im Miteinander der Gesellschaft.

Für uns alle schmerzlich ist, daß ein wesentlicher Anstoß zur der jetzigen Entwicklung durch das Fortgehen vieler Tausender aus unserem Lande gekommen ist. Sie fehlen uns — unsere Ärzte und Facharbeiter, Kinder und Freunde. Und die Wunde schmerzt um so mehr, als weiter täglich Hunderte unser Land verlassen. Alle Bitten, die unsere Kirchen durch Jahre öffentlich ausgesprochen haben, sind bei vielen verhallt. Das trifft uns sehr. Sicherlich: Jeder muß seine Entscheidung verantwortlich selber treffen. Und doch ist gerade jetzt jeder nötig, um bei der Erneuerung der Gesellschaft seine Stimme zu erheben und seinen Beitrag zu leisten. Wir bleiben jetzt erst recht bei unserer Bitte: Bleibt, und helft mit beim Neuen.

Viel zu spät haben Partei und Regierung auf das Bestreben so vieler, aus unserem Lande wegzugehen, ernsthaft reagiert. Das Verzögern eines öffentlichen Gesprächsprozesses hat so die Demonstrationen in mehr und mehr Städten ausgelöst. Die Eskalation der Gewalt Anfang Oktober ist ein schreckliches Kapitel in der Geschichte unseres Landes, das mit den jetzt gegebenen Erklärungen noch nicht in der Tiefe aufgearbeitet ist. Das Mißtrauen gegenüber der neuen Situation ist nach wie vor bei vielen groß. Klare und erkennbare Entscheidungen sind notwendig, um den Meinungsbildungsprozeß mehr und mehr in konkreten Gesprächen zu verdichten und weitere Entscheidungen vorzubereiten.

Wichtig ist, nicht unter der Hand wieder in alte Denkweisen zu verfallen, indem man Entscheidungen nur von oben erwartet. Sie müssen, wenn Neues gestaltet werden soll, von unten her, im sachlichen Gespräch wachsen. So viele Spannungen haben sich angestaut, die sich nun artikulieren müssen, um überwunden werden zu können. Der Schritt von den persönlich erfahrenen Problemen bis hin zu der gemeinsam gestalteten Zielvorstellung ist schwer. Wir brauchen beides — die konkreten Schritte vor Ort und die Grundsatzentscheidungen für das ganze Land. Es geht um die Erneuerung unseres Staates in all seinen gesellschaftlichen Bezügen. Alle Seiten wollen bedacht sein, die guten nicht weniger als die belastenden. Nur Bedingungen zu stellen, hilft

nicht weiter, weil Erneuerung gemeinsame Aufgabe aller sein muß. Eile ist geboten, und Zeit wird gebraucht — das ist ein unausweichliches Dilemma dieser ersten Phase des Neuaufbruchs.

So viele Aufgaben liegen vor der Gesellschaft. Deutlich beim Namen genannt ist eine vielfältige und realitäts-gemäße Berichterstattung der Medien. Erste Schritte werden im In- und Ausland, erfaunt und erfreut zur Kenntnis genommen, aber der Weg ist noch mühsam. Das ist allen deutlich, aber ohne den ersten Schritt gibt es überhaupt keinen Weg. Es ist zu hoffen, daß sich unsere Journalisten durch das positive Echo auf deutlich, Neues weiter ermutigen lassen und ihnen nicht erneut Barrieren in den Weg gestellt werden.

Auch bei den Reismöglichkeiten bahnt sich ja offensichtlich eine großzügige und nicht restriktive Regelung an. Möchte daraus für die gesellschaftliche Entwicklung insgesamt Gutes wachsen. Es gibt keine Alternative zu der Erkenntnis: Ohne Freiheit keine Verantwortung; ohne Verantwortung keine Freiheit.

Die wirtschaftlichen Probleme des Landes liegen seit Jahren auf der Hand. Daß sie nicht so bei Namen genannt wurden, wie es notwendig ist, hat zum Vertrauensschwund gegenüber den Regierenden schwerwiegend beigetragen. Die Erstarrung erscheint hier besonders groß und kompliziert auflösbar.

Wir sind als Kirche in das Wirtschaftssystem des Landes tief verflochten und sind in allem unmittelbar Betroffene. Die Gespräche in den Betrieben bringen offensichtlich einiges in Gang, was der gesunden Meinungsbildung dienen kann. Entscheidungen werden sicherlich nicht ohne schmerzhaft Eingriffe für alle, auch für uns als Kirche möglich sein. Wirtschaft ohne starke Eigenverantwortung der Betriebe und der Bürger bleibt offensichtlich wirklichkeitsfremd. Welch Umdenken ist hier notwendig! Manche Verhaltensweisen, vor allem eigene Verantwortlichkeit werden viele, und wir mit ihnen, ganz neu lernen müssen.

Die größte Aufgabe in Staat und Gesellschaft, das, was die Wende, auch vor der Geschichte, als eine Wende Bestand haben lassen wird, ist die Demokratisierung des Landes. Das beginnt bei einem möglichst bald zum ersten Mal praktizierten Wahlgesetz für alle Ebenen und schließt einen vielfältigen gesellschaftlichen Meinungsbildungsprozeß im Vorfeld der Entscheidungen durch die gewählten staatlichen Ebenen ein. Ja, sollte man sogar das demokratische Stilmittel der Volksbefragung und des Volksentscheids wieder viel häufiger, gerade in dieser ersten Phase des Aufbruchs praktizieren? Erste öffentliche Gesprächsrunden zeigen, wie schwer es ist, im Dialog allein zu Entscheidungen zu kommen. Die aber sind not. Nichts wäre schlimmer, als eine Entwertung des Dialogs durch Ermüdung. Die demokratische Erfahrung, daß die eigene Freiheit die Freiheit aller meint, und deshalb die Freiheit des anderen, meine eigene Freiheit eingrenzt (oft härter als ein Gesetz es kann), muß erst gelernt werden. Deshalb sollte die Stimme eines jeden bei wichtigen Sachentscheidungen unmittelbar zählen. Dazu wären klare Entscheidungsfragen und -modelle in Volksentscheiden durchaus hilfreich.

Daß Jedermann Bürger dieses Staates ist, wird sich auch im Umgang von staatlichen Dienststellen mit den Menschen deutlich zeigen müssen. Wie an den Grenzübergängen kurzfristig wirklich veränderte Verhaltensweisen praktiziert worden sind, sollte das in unseren Behörden keinen Tag länger hinausgeschoben werden.

In einer von allen mitgestalteten Gesellschaft gewinnen alle Ordnungen, die Rechtssicherheit garantieren und praktizieren, an Stellenwert. Alle Macht muß kontrollierbar sein und kontrolliert werden. Die Überprüfung

des Strafrechts wie eine Ausweitung der selbständigen Kompetenzen einer Verwaltungsgerichtsbarkeit sind nur Beispiele, die stark vermehrt werden müssen. Auch die zukünftige Rolle der Sicherheitskräfte gehört in diesen Zusammenhang. Was im Augenblick an der Grenze zu unserem polnischen Nachbarland geschieht, ist jedenfalls unerträglich für die Menschen, auch für unsere Gemeindeglieder, die dort leben. Hier muß schnell eine Wende eintreten. Sozialismus und demokratische Rechtsstaatlichkeit müssen Synonyme werden. Das ist die große Aufgabe für alle.

Wichtige Fragen bei der gesellschaftlichen Gestaltung werden in dem Bereich der Volksbildung zu lösen sein. Weltanschauliche und geistliche Toleranz wird sich bis in Lehrpläne und die Atmosphäre der Schule auszuwirken haben. Ein erstes gutes Zeichen wäre der endgültige Verzicht auf das Fach Wehrkunde. Freie, offene, ehrliche Meinungsäußerung ohne alle Furcht und in gegenseitiger Achtung werden in der Schule einzuüben sein, wenn sie in der Gesellschaft zuhause sein sollen.

Der Einsatz von Bausoldaten oder gar Soldaten im medizinisch-sozialen Bereich steht wohl unmittelbar bevor. Das ist gut. Darüber hinaus sollte das weitergehende Anliegen eines zivilen Ersatzdienstes jetzt im Rahmen der Abrüstung endlich einer guten, der Gesellschaft dienenden Lösung zugeführt werden.

Die Friedensverantwortung verlangt von uns eine wache Beobachtung der Abrüstungsschritte. Was – auch in unserem Land wie in anderen Staaten des Warschauer Vertrages – gerade in den letzten Tagen an Verschrottung von Kriegsgerät und Auflösung von Truppenteilen geschehen ist, kann jedermann nur tief freuen. Die Entwicklung der Wiener Verhandlungen verspricht offensichtlich bald einen guten Erfolg. Die gemeinsam gestaltete Verantwortung der Großmächte für den Weltfrieden macht weiter Fortschritte. Trotzdem bleiben die zögernden Schritte bei der Abrüstung im westlichen Bereich besorgniserregend. Die Idee einer kernwaffenfreien Ostsee wird uns besonders am Herzen liegen. Widerspruch dagegen müssen wir als Bedrohung ansehen. Die Gestaltung Europas liegt als gemeinsame politische, ökonomische und ökologische Aufgabe vor uns.

Und dann die Umweltbelastungen: Sie sind und bleiben, ja werden immer mehr eine unausweichliche Herausforderung für die Gesellschaft und für jeden einzelnen Bürger. Welch weites Feld von drängenden Fragen, und wie klein sind unsere Schritte.

Christen sind um ihres Glaubens willen frei von Illusionen. Nie und nirgends lassen sich im Verlauf der Geschichte paradisiische Zustände schaffen. Wer das denkt, hofft und propagiert, verführt Menschen. Das Seufzen der Kreatur wird nicht verstummen bis zum jüngsten Tage. Aber unser Glaube gibt uns in der Nachfolge Jesu Hoffnung und Mut, mehr und mehr Gutes auch innerhalb der Geschichte zu erwarten und mitzugestalten. Eine große Sehnsucht danach läuft durch die ganze Welt. Wir alle sind weniger und weniger bereit, die Gestaltung der Gesellschaft und des eigenen Lebens anderen zu überlassen. Wir möchten eigenverantwortlich und selbständig dabei mitdenken, mitentscheiden und mitvollziehen. Das ist ein erregender Prozeß, in dem wir aber zugleich ernüchternd und ermutigend zu bezeugen haben, daß Neues nur in gemeinsamer Verantwortung und in gegenseitiger Achtung wachsen kann. Gerade diese Nüchternheit läßt uns nicht resigniert auf der Stelle stehen, sondern nach Wegen und Zielen mit anderen zusammen suchen.

Der konziliare Prozeß versucht in unserem Land, in Europa und für unsere ganze Welt, in der Gemeinschaft der Kirchen einem solchen Aufbruch aus Gleichgültigkeit, Vorurteilen und Resignation zu dienen. Die großen Ziele der Gerechtigkeit, des Friedens und der Bewah-

rung der Schöpfung haben zu sehr konkreten Überlegungen und Impulsen geführt. Wer sie mit politischen Programmen verwechselt, die nur anderen Forderungen anzubieten haben, geht an ihrem Herzschlag vorbei. Es sind Rufe an uns Christen, an unsere Kirchengemeinden und Kirchenleitungen, in der Nachfolge Jesu gemeinsam zu wagen, was den Menschen in unserem Land und in unserer Welt zum Guten dient. Hier liegt eine große Aufgabe vor uns, diese Impulse gedanklich und erst recht in unserem Handeln und Verhalten aufzunehmen und mit Leben zu erfüllen.

Diese Tagung der Landessynode wird dazu ihren Beitrag zu geben haben, unsere Gemeinden in den konziliaren Prozeß aktiv und konkret einzubeziehen. Dabei wird es unumgänglich sein, Menschen mit anderen Überzeugungen in gegenseitiger Achtung in den Dialog über die Vorschläge der Ökumenischen Versammlung einzubeziehen und auch die verschiedenen Überzeugungen in der Gesellschaft, in den Kirchen und Gemeinden zu achten. Nur in einer Verantwortungsgemeinschaft der Verschiedenen gibt es Zukunft für alle. Dabei haben wir vor unserer eigenen Tür viel zu tun. Kirche des Friedens zu werden, ist ein langer Weg. Gerechtigkeit ist auch in unserer Kirche weder verbal noch strukturell die Grundmethode unseres Miteinanders. Und die Opfer, die zur Bewahrung der Schöpfung notwendig sind, scheuen wir nicht weniger als viele andere. Gerade weil das so ist, heißt es, anzufangen umzukehren und im Gebet zu Gott um seine Tat das Unsere zu tun. Nein, an Arbeit wird es uns nicht fehlen.

Als Kirche werden wir unsere Gemeindeglieder dazu ermutigen, an all diesen Aufgaben verantwortlich als mündige Staatsbürger mitzuarbeiten. Wo kirchliche Mitarbeiter ihr staatsbürgerliches Recht der politischen Mitarbeit auf politischer Ebene in Anspruch nehmen, werden wir das gerade in dieser Aufbruchphase als persönliche Entscheidung achten. Allerdings weist der Auftrag der Kirche jeden Mitarbeiter an alle Menschen. Das wird jeder kirchliche Mitarbeiter selber zu bedenken und zu beachten haben. Politische Tätigkeit sollte den kirchlichen Dienst nicht eingrenzen, weder im Blick auf die eigenen Kräfte noch in bezug auf andere Menschen. Der ganze Aufbruch verlangt auch von uns als Kirche neues Denken. Wir können auch nur betroffen über uns selber sein, über unsere so kleine Kraft, unsere zu geringe Hoffnung auf grundlegende Veränderungen, unser zu häufiges Schweigen. Ich habe in all den Jahren meines Dienstes die Gespräche mit den Vertretern des Staates auf allen Ebenen sehr ernst genommen. Dabei sind nicht nur kirchliche, sondern vielfältige gesellschaftliche Fragen angesprochen worden. Ich frage mich jetzt, ob ich die kritischen Töne doch zu schwach artikuliert habe. Mein Naturell und mein Glaube suchen immer zuerst Brücken für einen gemeinsamen Weg. Dazu möchte ich auch in Zukunft stehen. Aber ohne ehrliches Innehalten eines jeden Christen werden wir auch als Kirche uns den neuen Anfang zu leicht machen.

Der Aufbruch ist auch eine Herausforderung an unser kirchliches Verhalten. Wie oft hat uns hier die Frage nach den mündigen Christen, dem Priestertum aller Gläubenden beschäftigt. In meinem Bericht vor 2 Jahren habe ich darauf erneut einen besonderen Akzent gelegt. Ist jetzt die Stunde, wo etwas aufbricht, was wir so lange vergeblich suchten? Der neue Leitungsstil auf allen Ebenen ist sicherlich ein wichtiger Schritt auf diesem Weg. Auch wir werden Lernende sein.

Alle Aufbrüche bergen die Gefahr in sich, alte Spannungen durch neue Gegensätze überwinden zu wollen. Ich denke, daß wir hier eine große Verantwortung als Christen haben. Die Aufarbeitung vieler Fakten in der Geschichte unseres Landes wird wichtig sein für einen ehrlichen, offenen Blick nach vorn. Aber wo man selber von der Vergebung lebt, wird man sich nicht loslassen,

weil man sich gegenseitig auf dem Weg in die Zukunft braucht. Es ist wichtig, daß die bedrückenden Ereignisse Anfang Oktober alle gelehrt haben: Gewalt ist kein Mittel mehr für die Lösung von Problemen. Diese große außenpolitische und militärstrategische Erkenntnis ist nun auch innenpolitisch evident. Um so mehr ist in aller Vielfalt der Meinungen und Erkenntnisse Achtung vor der Überzeugung und dem Auftrag des anderen unumgänglich. Haß, abrechnen wollen, nachtragen, Aggressionen bringen nur neue unabsehbare Hypothesen in die Geschichte und in die Gesellschaft. Das sollten gerade wir Deutschen nicht vergessen. Wo Fanatismus und Maßlosigkeit aufstehen, droht Gefahr. Hier heißt es, wach zu sein und zur Versäglichung beizutragen. Der Versuchung der Macht können alle Seiten unterliegen.

Wir haben die Botschaft von der Versöhnung in unsere Welt und in unser Land zu tragen – jetzt erst recht. Unser Dienst für die Erneuerung der Gesellschaft sollte Hand in Hand gehen mit unserem Ruf zur Erneuerung unseres Lebens durch den Glauben an Gott. Ist jetzt eine Stunde, in der das Gespräch über den Glauben, von dem ich vor 2 Jahren hier sprach, ganz neu zu praktizieren ist? Dialog muß alle Bereiche des Lebens umfassen. Dazu gehören nicht zuletzt die Fragen der Sinnsuche und Wertefindung für das eigene und das gesellschaftliche Leben. Hier werden mit Recht gerade inmitten eines politischen und gesellschaftlichen Aufbruchs Erwartungen an die Kirche gerichtet. Die zunehmende innere Sammlung der vielen Menschen bei den Fürbittandachten zeigt hier eine deutliche Erwartung, die uns eine große Chance gibt, unseren Glauben zu bezeugen und zu leben und andere in seine bergende Angst und Gewalt überwindende Kraft hineinzunehmen.

Wir haben den Auftrag, in dieser Situation Menschen bescheiden und klar das gute Wort Gottes zu sagen, das zum Gottesglauben und darin zum Vertrauen, zur Hoffnung und zur Liebe einlädt und befähigt. Dieses gute Wort brauchen die Menschen, alle Menschen in unserem Land. Dieses gute Wort kann allein der Maßstab unseres Redens und Handelns sein. So sehr wir allen Menschen nahe sein wollen, gerade den Angefochtenen, und ihnen in ihrer Not zur Seite stehen möchten, so wenig können wir uns unsere Maßstäbe durch Stimmungen und Urteile der Menschen geben lassen. Eigenständigkeit ist nach allen Seiten hin zu bewahren, ohne daß wir uns von Zustimmung abhängig machen lassen können. Das gewissenhafte Hören aufeinander schließt das vor dem Herrn gewissenhafte Reden und Tun ein. Inmitten der großen Trauer, die sich über unserem Lande ausbreitet, haben wir das Trostamt an allen Menschen hier wahrzunehmen. Angesichts verbreiteter Resignation und ungedeckter Erwartungen haben wir die Hoffnung, deren Mitte Gottes Treue ist, zu bezeugen und zu leben. Bei wachsender Aggression und zunehmendem Zorn bleibt es unser Auftrag, die Liebe, auch in ihrer intensivsten Form der Feindesliebe, ohne Haß, ohne Gewalt, als Weg in die Zukunft zu praktizieren.

Nein, das ist nicht leicht. Wieder werden wir gegen den Strom zu schwimmen haben. So ist es nun einmal der Weg Jesu. Aber nur auf diesem Weg gelten uns die Nähe und die Verheißungen des Herrn. Wende heißt für uns in der Nachfolge Jesu unausweichlich Umkehr zu Gott mit seinen Verheißungen und Aufträgen. Langer Atem, Nüchternheit und Gewißheit des Glaubens können allein zum rechten Wort und zur rechten Tat, zur Bescheidenheit und Entschlossenheit helfen. Das Gebet, das Klage und Lobpreis schon heute vereint, wird uns helfen, dem guten Geisten Jesu nahme zu bleiben. Welche Aufgabe für die Fürbittandachten, die zu meiner Freude in mehr und mehr Gemeinden regelmäßig gehalten werden. Erleben wir jetzt das, was vor 2 Jahren hier anklang: Gott erneuert seine Kirche auf überraschende Weise? Die großen Belastungen und Herausforderungen dieser Wochen und Monate können zum Segen für un-

sere Kirche und für unser Land werden, wenn sie zu einem neuen, ehrlichen Miteinander, zu einer gemeinsam gestalteten Verantwortung, zu neuem Vertrauen vor Gott und untereinander führen. Möchte Gott dazu seinen guten Geist schenken – zum gemeinsamen Wollen und zum Vollbringen.

#### B. Hinweise auf staatliche Gesetze und Verordnungen

#### C. Personalmeldungen

In den Ruhestand getreten:

Bischof Dr. Horst Gienke, Greifswald, auf seinen Antrag zum 1. Dezember 1989.

#### D. Freie Stellen

Die Pfarrstelle **Kirch Baggendorf** im Kreis Grimmen ist frei und sofort wieder zu besetzen. Zur Kirchengemeinde gehören zehn Dörfer, zwei Predigtstellen. Die 700jährige Kirche und das Pfarrhaus sind baulich in gutem Zustand. In der Kirchengemeinde liegt das Rüstzeitheim „Wasserburg Turow“ der Landeskirchlichen Gemeinschaft.

Der Posaunenchor der Gemeinde arbeitet selbständig, Hauskreise in zwei Orten der Gemeinde.

Die Mitarbeit der Ehefrau in der Gemeindearbeit ist möglich. POS, Kindergarten, Kinderkrippe am Ort.

Ein Dienst-PKW wird beschafft.

Bewerbungen sind über das Evangelische Konsistorium Greifswald an den Gemeindegemeinderat in Kirch-Baggendorf zu richten.

Die Pfarrstelle **Reinberg, Kirchenkreis Grimmen**, ist ab 1. 9. 1989 zur Wiederbesetzung frei. Reinberg mit fast 1000 Einwohnern ist Zentralfriedhof und liegt zwischen Greifswald und Stralsund. Die über 10 Jahre erfolgte Renovierung der mittelalterlichen Kirche wurde jetzt abgeschlossen.

In Stahlbrode, einem Urlauberzentrum, und Kirchdorf steht eine Kapelle.

Das zentralbeheizte Pfarrhaus mit Gemeinderaum ist in einem guten Zustand. Orgeldienst und Christenlehre wurden bisher durch die Ehefrau des Pfarrstelleninhabers versehen.

#### E. Weitere Hinweise

#### F. Mitteilungen für den kirchlichen Dienst

Nr. 2.) Theologische Woche Jena 1988

In Übernahme aus dem ABI der Ev.-Luth. Kirche in Thüringen Nr. 19/89 bringen wir nachstehend einen Vortrag, den Pfarrer Heinrich Rathke anlässlich der Theologischen Woche in Jena gehalten hat.

Für das Konsistorium  
Dr. Nixdorf

### Vorläufige, offene, brüderliche Gemeinde.

#### Erfahrungen und Richtpunkte aus drei Jahrzehnten in unterschiedlichen Gemeindesituationen

(Vortrag von Dr. Heinrich Rathke)

#### A. Persönliche Vorstellung

##### 1. Immer noch Hilfsprediger – zur eigenen Biographie

Der persönliche Weg prägt einen Menschen, bis in sein Empfinden und Denken hinein. Sind das „nichttheologische Faktoren“, vor denen wir uns zu hüten hätten? Keineswegs, die Bibel, Gott, Jesus sind auf den Menschen und seine Welt bezogen. Darum habe ich mir bewußt zu machen, wo und wie das ankommt. Zum anderen soll es heute zwischen uns zu einem Gespräch kommen. Da sollen Sie durch ein paar persönliche Daten wissen, woran Sie mit mir sind.

Vor 33 Jahren kam ich aus der Bundesrepublik in die DDR. Mein Dienst begann als „Hilfsprediger“ in Bad Doberan-Althof, so eine Art Vikarstelle vor allem in kleinen Städten. Der Oberkirchenrat schrieb diesen „Titel“ auf jeden Brief an mich. Der Postbote wird sich sein Teil gedacht haben (wenns schon Hilfsschüler gibt, warum solls nicht auch Hilfsprediger geben!). Nun hatte ich es also zum Hilfsprediger gebracht, das war schon ein Wendepunkt in meinem Leben. Wie kam es dazu? In einer mecklenburgischen Kleinstadt war ich aufgewachsen; mit 15 Jahren holte man mich zu Hitlers Zeiten in den Krieg, 1 1/2 Jahre dauerte er noch; ich habe es überlebt. Aus englischer Kriegsgefangenschaft habe ich mich davongemacht, zunächst als Landarbeiter. Dann ging's noch einmal auf die Schulbank, bis zum Abitur 1949 in Lübeck. Später wird noch davon zu berichten sein, was mich in diesen Jahren dazu brachte, Pastor werden zu wollen. Nach dem Theologiestudium in Kiel, Erlangen, Tübingen und Mainz folgte Examen und erster Dienst in Bayern. 1954 ging ich in die DDR, meine Frau aus Bayern kam ein Jahr später nach.

Hilfsprediger war ich nur ein Jahr lang – oder? So verschieden die folgenden Aufgaben waren, lassen sie sich nicht unter diesem „Titel“ am besten zusammenfassen? Acht Jahre war ich Pastor in einer großen abgelegenen mecklenburgischen Landpfarre (Warnkenhagen). Es folgten weitere acht Jahre in einem Rostocker Neubaugebiet (Südstadt), gleichzeitig war ich Stadtjugendpastor von Rostock. Danach war ich nur ein Jahr lang Landespastor für Volksmission und Gemeindedienst (mit Sitz in Güstrow). Dann wählte man mich zum Landesbischof unserer Kirche; über 13 Jahre hab ichs ausgehalten. Seit vier Jahren bin ich Pastor in einer mecklenburgischen Kleinstadt (Crivitz).

Die Sache mit dem „Hilfsprediger“ war nicht schlecht. Wie schwer tun wir uns in der Kirche (und anderwärts) mit den Titeln! Wenn schon ein Titel, dann „Hilfsprediger“; das stimmt theologisch am besten. Ich danke einem Freund, der mir zu Beginn meiner Bischofszeit 2. Kor. 12,9 mit auf den Weg gab: „Laß dir an meiner Gnade genügen. Denn meine Kraft kommt in Schwachheit zum Ziel.“

These zu 1: Gott-sei-Dank! Wir bleiben Hilfsprediger. „Wir sind es nicht, die da die Kirche erhalten könnten...“ (Martin Luther in: Wider die Antinomier“ 1539, WA 50, 476, 31–35). Gemeindeaufbau bleibt spannend – beängstigend und ermutigend zugleich – wenn wir über Theorien und Modelle hinaus einfach Stein auf Stein zu setzen haben, wenn der nächste Schritt zu wagen ist. So bleibt es – trotz allem – für einen Theologen eine Lust, Christ in der Welt und Pfarrer in der Gemeinde zu sein.

#### B. Vorstellungen von „Gemeindeaufbau“

Ein Praxisbericht läßt nicht den Raum, sich mit vorliegenden Konzeptionen im Einzelnen zu befassen. Manches dazu findet sich in meinem Büchlein „Gemeinde heute und morgen“ (Berlin EVA, 1979). Es scheint mir gefährlich, wenn eine zu statische Vorstellung von Gemeindeaufbau das Übergewicht bekommt. Die „Parochie“, bei der wir an eine räumlich und organisatorisch festgelegte Größe denken, meint doch ursprünglich etwas ganz anderes (bei Gottfried Holtz nachzulesen). Der Freiraum, der der Gemeinde mit dem angebrochenen Reich Gottes gegeben ist, bleibt unsre Chance. Ob es Schwarz gelingt, mit Rückgriff auf das griechische „ekklesia“ dies begrifflich zu fassen? Drei mir wesentliche Merkmale für Gemeinde und Kirche will ich benennen.

##### 2. Synodale Kirche – Weggeführtschaft von Station zu Station

Man spricht gern von Schlüsselgeschichten und Schlüsselerelebnissen. Für mich wurde das Synodale an der Kirche so besonders aufschlußreich: Immer neu an dem Bericht Lukas 24 von den zwei Männern, die miteinander fragend und zweifelnd unterwegs sind. Unvergeßlich ist mir die Bibelarbeit eines tschechischen Laien unter dem Leitwort „christus incognito“. Diese Leute auf dem Weg, mit dem Wendepunkt beim gemeinsamen Mahl, sind für mich Darstellung von Gemeinde unterwegs. Ähnlich höre ich es auch sonst bei Lukas. So werde ich am Ende meines Berichts auf Apg. 28, 30f. kommen. Lukas hat es mir angetan, trotz mancher kritischer Einwände gegen ihn, die ich auch studiert habe.

Noch jung an Jahren kam ich in unsere Landessynode. Es fehlte dort noch ein richtiger Landpastor; so ist man auf mich gekommen. Unzählige Sitzungen habe ich mitgemacht. Dem Wort „Synode“ sind wir damit schlecht gerecht geworden: syn-odia, syno-odeuo usw., das soll doch wohl heißen: unterwegs sein, mit anderen auf dem Weg sein. Wie kommen wir in unserer Kirche von einer Sitz- und Sitzungsgemeinschaft wieder zu echter Weggeführtschaft, zu einer Kirche im Aufbruch?

Ausführlicher wird nachher noch von unserer Rostocker Südstadtgemeinde zu reden sein, die sich in einem Zirkuswohngewagen versammelt. Als wir dies Gefährt noch kaum umgebaut hatten und doch eiligst in Betrieb nehmen mußten, hielt ich dort die erste Christenlehrestunde. Die wenigen Kinder saßen auf dem riesigen Reserverad. Text war Apg. 8 (da sind wir schon wieder bei Lukas!): der Kämmerer aus dem Mohrenlande, wie man so sagt, der auf seinem Reisewagen von Philippus zum Glauben und zur Taufe geführt wird. Provisorischer konnte es kaum zugehen bei dieser Christenlehrestunde, – oder bei Philippus. Solche Vorläufigkeit von Gemeinde, die wir so gern beklagen, bedeutet doch auch Vor-Lauf. So kommt das Evangelium durch den Kämmerer nach Äthiopien. Ich habe für meinen Gemeindedienst in den provisorischen Verhältnissen der Rostocker Südstadt am meisten gelernt und viel Hoffnung für die Zukunft der Kirche gewonnen. Bevor die Dome für die Ewigkeit gebaut werden oder einfallen (Ewig steht fest der Kirche Haus ... EKG 433), können wir das tun, was heute und morgen möglich ist. Dann soll Gott weitersehen!

Bewußt habe ich in dieser Überschrift von synodaler Kirche gesprochen, während ich in meinem Bericht nachher meist von Gemeinde spreche. Bei der nun einmal bei uns üblichen Begrifflichkeit verstehe ich Kirche doppeldeutig. In der Kirche erfahren wir als Kontinuität (auch als Tradition im guten Sinne), was uns in der Gemeinde von Station zu Station an Erfahrung des mitgehenden Christus begegnet. Kirche als Institution ver-

fällt so leicht dem Irrtum oder der Versuchung, sie bringe das selbst hervor, gar durch Paplere einer Sitzung. Ebeling spricht einmal von einer „Kopflastigkeit“ der Kirche (Dogmatik III, 333f). Loisy meinte schon am Anfang unseres Jahrhunderts: „Jesus predigte das Reich Gottes, aber es kam die Kirche.“

*These zu 2:* syn-odia (Luk. 24,13ff.; 244; vgl. Barn. 1,4) heißt, mit andern auf dem Weg sein. Gemeinde ist unterwegs als wanderndes Gottesvolk, schon in den zwei oder drei, die sich treffen (Matt. 18,20). Gemeinde Christi wächst auf das Reich Gottes zu. Werkzeug Gottes auf diesem geschichtlichen Weg ist die Kirche. Vorläufig ist sie, indem sie von sich weg auf das kommende Reich weist; nur vorläufig, d. h. provisorisch, bleibt sie als Baugerüst, das sich endlich erübrigt.

### 3. Offenheit als Kennzeichen von Gemeinde

Fenster und Türen sind wesentliche Bauelemente, wenn wir uns an die Vorstellung vom Gemeindefaufbau, von der Gemeinde als Bauwerk, halten. Türen, die nicht nur zum Eintreten einladen sollen, sondern durch die wir auch mit Christus hinausgehen (Hebr. 13,12f.). Da wird dann der „Türhüter“ (vgl. Ps. 84,5.11; Mark. 13, 34 u. a.) zu einer wichtigen Funktion überall dort, wo uns Schwellenangst beschleicht: den Neuling, der sich bemüht, die schwere Kirchentür zu öffnen; den Besucher, der nach einem Stoßgebet mit Herzklopfen an einer fremden Tür klingelt, um im Namen der Gemeinde einen Besuch zu machen. Da wird dann auch an das offene Fenster zu denken sein, das sich Daniel in einer ihm widerstrebenden Umwelt erhält (Dan. 6,11). Das offene Fenster zu Gott hin markiert die Kraft, aus der Gemeinde lebt.

Das Neue Testament bezeichnet diese Kraft als „paresia“, ein Wort, das neben Gnade, Rechtfertigung und dergl. als wesentliche Grundaussage des Glaubens leicht übersehen wird (vgl. u. a. Mk. 8,32; Joh. 7; Apg. 4,29; 28,31; Eph. 3,12; Phil. 1,20). Luther übersetzt häufig mit „Freimut“, in englischen Übersetzungen finden wir: quite openly“. Es geht um die Nachfolge Christi, die uns Mut macht, geliebte Absicherungen zu verlassen, aus sich herauszugehen, um zum andern zu finden, um so Christus neu zu entdecken. Es geht um die „herrliche Freiheit der Kinder Gottes“ (Rö. 8,21), zu der auch Unbefangenheit und Gelassenheit (vgl. Gebet Oetingers) gehören.

*These zu 3:* Nur die Gemeinde, die aus sich herausgeht, findet sich: beim Besuchen, in der „kleinen Diakonie“, im Gespräch mit andern, in provozierender und nicht nur abgewogener und abgesicherter „Lehre“ . . . findet sich wieder „en Christo“. So bleibt der Einzelne wach und die Institution lebendig.

### 4. Der Pastor soll sich überflüssig machen

1946 kam ich, noch nicht einmal 18 Jahre alt, aus der Kriegsgefangenschaft zurück, ohne ein Zuhause, bis ins Innerste enttäuscht. Das beständige Drängeln eines Freundes brachte mich schließlich dazu, mit ihm in seinen frommen Verein zu gehen, den Christlichen Verein Junger Männer in Lübeck. Ich wäre bestimmt nicht wieder dorthin gegangen, wenn mir der Leiter nicht so gleich eine Aufgabe gegeben hätte. Ich sollte das nächste Mal ein kleines Blättchen verteilen. Nur aus Pflichtbewußtsein kam ich wieder; später hat auch ein bestimmtes Bibelwort bei mir innerlich gezündet. Seitdem habe ich behalten, daß eine wesentliche Bindung in der Gemeinde durch Aufgaben geschieht; es müssen nicht Bekehrungserlebnisse sein.

Als meine Absicht feststand, Theologie zu studieren, sagte mir der Leiter jenes CVJM in Lübeck gelegentlich: „Der Pastor ist dazu da, sich überflüssig zu ma-

chen.“ Das ist schon als schlichte Regel für Gemeindeaufbau sehr wichtig. Wie oft stehen wir mit unserer eigenen Geschäftigkeit und Unabkömmllichkeit einer mündigen Gemeinde im Wege. Dieser einfache Satz aus Lübeck beschreibt auch mein Amtsverständnis. Nun sei es mit Worten Luthers wiedergegeben: „Wir sind allesamt Priester, so viele wir Christen sind. Die aber, die wir Priester nennen, sind von uns erwählte Diener, die in unserm Namen alles tun sollen und ihr Priestertum ist nur ein Dienst.“ (De captivitate Babylonica ecclesiae praeludium. 1520; WA 6, 564, 11-3).

Ein paar Beispiele für diese Art, sich überflüssig zu machen:

- Es ist für mich erstaunlich, wie sehr Paulus auf seinen Missionsreisen „improvisierte“. Manchmal sind es nur wenige Stunden, Tage oder Wochen in einer Gemeinde; dann drängt es ihn weiter oder man vertreibt ihn. Alles weitere überläßt er den wenig Eingebten am Ort – und dem Christus praesens!
- Seit vielen Jahren besuche ich die evangelischen Gemeinden in Sibirien, Kasachstan, Mittelasien. Vor ihrer Vertreibung vor allem aus dem Wolgagebiet war das eine Kirche mit 250 Pastoren. Einer von ihnen hat dann noch einige Jahre in Zelinograd gearbeitet. Nun aber sind etwa 500 Gemeinden neu gewachsen, nur von Laien geleitet. Das müßte Luther freuen! Und uns ermutigen!
- Eine zweijährige Vakanz hat unserer Crivitzer Kleinstadtgemeinde auch gut getan. Der Kirchengemeinderat leitet die Gemeinde auch heute sehr eigenständig. Gemeindeglieder teilen beim Abendmahl Brot und Wein aus, auch dem Pastor, der so ganz zur Gemeinde gehört. Die Gemeinde gestaltet den Gottesdienst mit; jetzt beim Erntedankfestgottesdienst waren es etwa 80 Mitbeteiligte.

*These zu 4:* Jeder Getaufte ist im Volk Gottes zum Dienst ordiniert. „Wir sind allesamt Priester, so viele wir Christen sind“ (Martin Luther). Ich bin als Pastor ersetzbar, manchmal sogar hinderlich im Gemeindeaufbau. Daß ich trotzdem gebraucht werde, ist tröstlich und entlastend.

### C. Zehn Praxiserfahrungen

Verschiedene Situationen meines Lebens und Dienste werden beschrieben. Sie haben mein Verständnis von Gemeinde und Kirche geprägt. Die These am Ende eines jeden Abschnittes versucht das zusammenzufassen und zuzuordnen. Dabei steht Gemeinde als Weggefährtenschaft (wanderndes Gottesvolk) im Vordergrund; die beiden letzten Thesen 13 und 14 beziehen sich mehr auf Gemeindeaufbau.

### 5. Als Christ in der DDR – frei für andere

1954 kam ich aus der Bundesrepublik in die Deutsche Demokratische Republik. Meine Frau kam ein Jahr später nach; sie lebte damals in München und landete nun in einer der entlegensten Landpfarren Mecklenburgs. Es war üblich, daß der Rat des Kreises (Teterow) gelegentlich Pastoren einlud, um sie über die staatliche Politik zu informieren. Unvergessen ist mir, wie man uns sagte: „Meine Herren, wir bauen den Sozialismus auf. Wir werden das Bewußtsein der Menschen so ändern, daß in 15 bis 20 Jahren keiner mehr nach der Kirche fragen wird.“ Was geht bei solchen Worten im Herzen eines jungen Pastors vor, der doch mit 40 Dienstjahren rechnen könnte? Muß er sich eines Tages eine andere Arbeit suchen?

Die Jahre gingen ins Land. Er ging aus der Landpfarre ins Neubaugebiet nach Rostock, schließlich als Bischof nach Schwerin. Bei einer Verhandlung mit dem damaligen Staatssekretär für Kirchenfragen Seigewasser ergab es sich, daß ich ihn in einer Pause auf das Erlebnis im Kreis Tetérow ansprechen könnte. Ich fügte hinzu: „Herr Staatssekretär, die 20 Jahre sind rum; meine Frist ist eigentlich abgelaufen. Ich bin sogar noch Bischof geworden. Mich interessiert: welche Chance geben Sie der Kirche für die Zukunft?“ Etwas scherzhaft hatte ich gefragt, sehr ernsthaft antwortete der Staatssekretär: „Wir schätzen ein, daß wir noch 400 Jahre mit der Kirche (im Sozialismus) zu rechnen haben.“ Ich: „Immerhin fast noch einmal soviel wie seit der Reformation. Aber das reicht mir auch nicht.“ Ich versuchte klarzumachen, wie schlecht es sei, wenn die Kirche von staatlichen Garantien, und seien sie noch so weitreichend, abhängig wäre.

Immer wieder werden wir als Gemeinde und Christen zwischen Drohung und Bedrängnis auf der einen Seite und Zusicherung und Garantien auf der anderen Seite leben. Wir sollten nicht davon abhängig werden, sondern die herrliche Freiheit der Kinder Gottes (vgl. zu 3., S. 5) erfahren. So können wir auch in unserer Gesellschaft bereit bleiben zu dem so notwendigen Dialog und der im Alltag naheliegenden „kleinen Kooperation“. Dabei wird auch eine neue Hermeneutik nötig sein, um die biblische Botschaft in einer antikirchlich aufgeladenen oder Glauben und Bibel völlig entfremdeten Umwelt verständlich zu machen. Bezeichnend dafür ist, daß gerade in diesen Wochen unserer Mecklenburgischen Kirchenzeitung verboten wurde, eine biblische Besinnung für Kinder über Abrahams Berufung (1. Mose 12) zu drucken. Begründung vom Presseamt der Regierung: das sei eine unverschämte Aufforderung zum Verlassen der Republik. Ich habe die Auslegung nicht lesen können; vielleicht war sie ungeschickt. Doch muß ich für mich persönlich und von meiner theologischen Einsicht her sagen: gerade die Abrahamsgeschichten ermuntern mich, bewußt hier im Lande zu bleiben und zu leben. Von daher ist das uns von unsern Großeltern mitgegebene Lebensmotto: „Deus providebit“ (1. Mose 22,8) ganz aktuell.

1971 hatte ich auf der Synode des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR das Hauptreferat zu halten. Wir versuchten damals erstmalig umfassender die Stellung der Kirche in unserer sozialistischen Gesellschaft zu beschreiben. Bonhoeffers Gedanke der „Kirche für andere“ sollte dabei helfen. Leider wird heute häufig das Ergebnis der damaligen Besinnung mit dem sehr schillernden Begriff „Kirche im Sozialismus“ bezeichnet.

So wiederholte ich einige meiner Gedanken von damals:

- Kirche bleibt nur darin Kirche, daß sie ganz für andere da ist. Dasein für andere spricht das ganze Wesen der Kirche aus.
- Wie werden wir der Gefahr entgehen, Kirche gegen die andern zu sein? Es geht nicht an, über die andern das Gericht Gottes herabzuwünschen; sich in frommer Überheblichkeit von ihnen zu distanzieren oder in gefährlicher Kreuzzugstimmung gegen sie zum Sturm zu blasen.
- Wie werden wir der Gefahr entgehen, Kirche ohne die andern zu sein? Wir können uns nicht darauf einlassen, uns abzukapseln und uns in die eigenen Mauern zurückzuziehen.
- Wie werden wir der Gefahr entgehen, Kirche wie die andern zu sein? Eine solche Kirche des Opportunismus hätte ihre Daseinsberechtigung verloren.
- Auch verbietet uns unser Thema, unverbindlich von der Kirche und den andern zu reden. Christus hat Partei für die andern ergriffen; ihm gilt es nachzufolgen.

In mancher Hinsicht sage ich heute bescheidener: wenn wir wenigstens Kirche mit den andern sind; es lernen, solidarisch zu leben.

*These zu 5:* „Kirche bleibt nur darin Kirche, daß sie ganz für andere da ist.“ (D. Bonhoeffer) Kirche für andere ist Angebot und Herausforderung an unsere Welt und an den einzelnen Menschen, von Jesus her als dem „Menschen für andere“ zu denken und zu leben. Christen werden nur dann als Kirche für andere leben und Zeugnis geben können, wenn sie sich selbst immer wieder vor Gott als die andern erkennen und als solche angenommen wissen (aus meinem Eisenacher Referat 1971).

#### 6. Mit Auf- und Umbrüchen leben – im ländlichen Bereich

In meiner ersten Landpfarre waren die kirchlichen Verhältnisse noch recht stabil, nahezu volksgläublich. Fast alle Kinder wurden getauft, meist auch konfirmiert. Christenlehreunterricht wurde weithin noch in den Schulen, oft als letzte Schulstunde, von unserer Katechetin gehalten (die damalige Verfassung sicherte dies Recht zu). Immerhin hatte das Mecklenburger Land damals schon einige Umbrüche hinter sich: das Kriegsende; die Aufsiedlung der vielen noch bis Kriegsende vorhandenen Güter, meist durch Umsiedler aus dem ehemaligen Pommern und Ostpreußen. Andere Umbrüche erlebten wir unmittelbar mit: die zum Teil heftig und hart betriebene Umwandlung in landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften und der Trend zu Zentraldörfern. Etwa ein Drittel der Dörfer hatten keine Perspektive mehr, galten als „sterbende Dörfer“. Wo bleibt die Kirche, wenn die tragende dörfliche Struktur zerfällt? Eine Arbeitsform, die sich damals schon bewährte, hat auch heute noch Bedeutung, die Bibelwoche. Da ich bei 20 Dörfern nur in zwei Dörfern eine Kirche bzw. einen kirchlichen Raum hatte, zog ich in der Winterzeit von Dorf zu Dorf. An mehreren Abenden, je nach Größe des Dorfes, wurde in einer Wohnstube, einer Küche oder dgl. ein Bibelabend in aufgelockerter Form gehalten. Das Gespräch ergab sich in der Wohnstubenatmosphäre wie von selbst; das abschließende Abendmahl hatte ganz stark Gemeinschaftscharakter. An den Nachmittagen wurde Haus bei Haus Besuch gemacht. In Mecklenburg kennt man solche Bibelwochen auch als Gemeinschaftsaktion von Laien und Pastoren, die als Mannschaft für eine Woche in eine große Landgemeinde gehen und gleichzeitig in allen Dörfern Abende halten. Besuche machen, mit gemeinschaftlicher Vorbereitung am Vormittag.

Nun habe ich nach 25 Jahren neben der Kleinstadtgemeinde wieder zwei Dorfgemeinden zu betreiben. Eine der Landgemeinden mit ehemals 7 Dörfern, dazu Kirche, Friedhof, Pfarrhaus, Scheune usw., zählt noch ca. 80 Gemeindeglieder, vom Säugling bis zum Greis. Wenn sonntags 4–10 Leute zum Gottesdienst kommen, ist das ein für Städte hoher Prozentsatz (bis zu 10 %!). Die katholische Kirche, deren Mitgliederzahl im ländlichen Bereich wesentlich niedriger liegt, hat die Parole ausgegeben: Katholiken, zieht in die Städte! Wenn nun in einem sterbenden Dorf mit noch wenigen alten Leuten Post und Konsum schließen, das letzte Telefon abgebaut wird, die Zufahrtsstraße nicht mehr ausgebaut wird, sol dann auch die Kirche sagen: es lohnt nicht mehr!? Die Frage wird allerdings sein, ob ein Pastor die innere Kraft und die tragende Gemeinschaft mit andern findet, um diesen doch so nötigen und dankbaren Dienst im Kleinen durchzustehen. Er wird dann auch „Aufbrüche“ im doppelten Sinne erleben. Frostaufbrüche können eine Straße so zerstören, daß man nur noch auf Umwegen oder zu Fuß, Schritt bei Schritt, weiterkommt. Das ist heute oft die Arbeit auf dem Lande. Leute auf dem Lande wissen aber auch von

aufbrechender Saat. Obwohl der Boden noch grau aussieht, zeigen bereits Risse im Erdreich, daß neue Saat wächst und sich bald zeigen wird. Ich denke gern an die kleinen Zusammenkünfte in einer Küche oder Wohnstube, fast wie in der Apostelgeschichte (3,46). Ich habe unter den „schlichten Landleuten“, wie man sagt, immer wieder geistlich tief geprägte Menschen gefunden, die mich in meinem Dienst mitgetragen haben. Da strömt heute in die verlassenen Häuser auf den Dörfern die große Schar der Stadtleute, die sich dort ihre „Datsche“ bauen. Der Zugang zu ihnen wird sich wohl auf einer sehr persönlichen Ebene vollziehen müssen. Doch habe ich festgestellt, daß eine gut erhaltene, offene Dorfkirche mit einem gepflegten Kirchhof herum neu an Anziehungskraft gewinnt. Es liegt wohl auch an einem neu erwachenden Sinn für Geschichte. Hier aber sitzt der Pastor an der Quelle: mit den alten Gebäuden, mit Chronik, Kirchenbüchern und alten Akten; vor allem aber mit der Bibel, die von der Dynamik von Geschichte weiß. So denken wir in unserer Kirchengemeinde mit insgesamt 7 Gebäuden durchaus daran, Gebäude aufzugeben oder einfallen zu lassen. Doch es will sehr bedacht sein! Im ländlichen Bereich liegt die besondere Herausforderung der Gemeinde morgen.

*These zu 6:* Die früher einfache (einfältige?) dörfliche Situation ist heute differenzierter denn je: vom sterbenden Dorf über das Genossenschaftszentrum der LPG bis zum Neubaugebiet und der Bungalowsiedlung. Für das Begreifen der Situation sind intensive Besuche, geschichtliche Erkundung und Beratung von außen wesentlich. Wir müssen Zerfallendes (nicht nur Bauten) loslassen können, dürfen Sterbendes nicht sich selbst überlassen, sollten die Chancen menschlicher Nähe auf dem Dorf und der kleinen Kooperation im gesellschaftlichen Bereich (z. B. Alte, Friedhofspflege) nutzen. Wir brauchen Spürsinn für zarte Aufbrüche; wir brauchen gegen drohende Isolierung tragende Gemeinschaft mit ändern.

#### 7. Freiraum für die Gemeinde als Bedrängnis und Chance – im großstädtischen Neubaugebiet

1962 kam ich von einem Extrem ins andere, von einer abgelegenen Landpfarre in eines der ersten, damals entstehenden großstädtischen Neubaugebiete, die Rostocker Südstadt. 6000 Einwohner waren schon zugezogen, nach einigen Jahren waren es 25 000. Außer einer 5 km entfernten Wohnung gab es keine der üblichen Voraussetzungen für eine Kirchengemeinde. Der freundliche Landessuperintendent meinte: „Nun sehen Sie mal zu!“ Die Amtsbrüder aus der Stadt behandelten mich mit Mitleid. Was blieb anderes übrig, als sich nach Christen, nach Interessierten umzusehen. Doch wurde es mir als unerlaubte „religiöse Propaganda“ untersagt. Ich wisse ja nicht, wo die Christen wohnten; also müsse ich nach der Glaubenszugehörigkeit fragen; das sei nicht erlaubt, würde ich nicht fragen, würde ich häufig an Nichtchristen geraten; das sei religiöse Propaganda. So saß ich in der Zwickmühle. Doch fand ich ein Sprüchlein, um diese Klippe zu umschiffen. So ist es dann zu sehr viel menschlichen Begegnungen gekommen. Ich habe die vielfältige Innenseite dieses äußerlich so schematischen Neubaugebietes kennengelernt. Ich stand nicht unter dem Zwang, zu irgendwelchen Gemeindeveranstaltungen einladen zu müssen; die gab es ja nicht. Der Besuch hat seinen Sinn in sich. Das habe ich dort gelernt.

Daß ein Mensch den ändern, ein Christ den ändern braucht, das war auf Schritt und Tritt zu spüren. Was lag näher, daß einer den ändern im gleichen Block entdeckte. Oft war der Pastor der Vermittler. So entstanden kleine Hausgruppen. Heute sprechen wir selbstverständlich von „Hauskreisen“. Von Anfang an galt für unsere

Hausgruppen: Sie arbeiten selbständig ohne den Pastor; er wird gelegentlich einmal eingeladen. Die Gruppe bestimmt selbst ihr Programm; Beauftragte treffen sich von Zeit zu Zeit mit den ändern Vertretern der Gruppe, um Anregungen zu erhalten. Die Gruppe soll offen für jeden bleiben; es fanden sich manche dazu, die nur die menschlich offene Atmosphäre suchten. Die Gruppe sollte bereit sein, sich nach einer bestimmten Zeit zu teilen, um andere neu aufzunehmen.

Der gemeinsame Gottesdienst hatte sich scheinbar erledigt, obwohl es alle vier Wochen in einer entfernten Kirche eine Predigtmöglichkeit für den Südstadtpastor gab. Doch habe ich gemerkt, daß Gemeinde im überschaubaren Bereich einander auch zu Gesicht bekommen muß, miteinander feiern, einander stärken soll. Hätten wir nicht etwas bauen sollen? Doch damals galt noch der Ministerratsbeschuß, daß in Neubaugebieten grundsätzlich keine kirchlichen Bauten zugelassen werden. Immerhin steht etwa ein Drittel der Rostocker Südstadt auf ehemaligen kirchlichen Grund und Boden. Am Rande gibt es bis heute kirchliche Pachtgärten. Das haben wir genutzt. Ein Pächter, der eine kleine Gärtnerei betrieb, gab uns ein Stückchen zur Nutzung. Ein riesiger Zirkuswohnwagen wurde gekauft, seine 3 Räume schleunigst zu einem einzigen, 9 Meter langen Raum verwandelt. Dieser „Kirchwagen“ steht bis heute in der Rostocker Südstadt. Wir konnten uns gegen den Vorwurf wehren, trotz Bauverbot gebaut zu haben. Der Wagen parkte ja nur. Der Wagen hat uns gelehrt, eng zusammenzurücken, bei schönem Wetter in Gottes Natur auszuweichen und vieles mehr. Inzwischen hat man für den Sommer auch ein großes Zelt aufrichten können. Inzwischen lockt auch ein Valuta-Bau. Werden Kirchwagen und Zelt daran erinnern, daß die Gemeinde unterwegs bleibt, daß wir eine mobile Kirche brauchen?

Mobil auch in anderer Hinsicht. Neubaugebiete zeigen einen sehr starken Wandel ihrer sozialen Struktur. Als ich in die Südstadt kam, zogen fast nur junge Familien zu. Wir hatten in einem Jahr ca. 1000 Geburten, davon wurden 100 Kinder getauft. Die Gemeinde hatte sich voll auf diese Situation eingestellt mit Kinder- und Elternarbeit, mit Familiengottesdiensten. Bald aber war es ein Stadtteil der Jugendlichen. Die Mitarbeiter in der Gemeinde nach mir haben es verstanden, sich mit der Gemeinde neu darauf einzustellen. Inzwischen ist die Rostocker Südstadt eine Altenwohnstadt.

Vom freundlichen Superintendenten hatte ich gesprochen. Das ist zu wenig. Ich habe ihm sehr zu danken. Obwohl konservativ eingestellt, hat er mir einen enormen Spielraum gelassen und mich, wenn nötig innerkirchlich voll gedeckt. Er hat als Vertreter der Institution mir den Rücken gestärkt, wenn es durch behördliche Eingriffe zu einer kritischen Situation kam. Das hat mich ermutigt und die Gemeinde weiter geführt. Andere haben mich gedrängt, die Erfahrungen aus dieser städtischen Nebausituation noch einmal zu reflektieren. Daraus ist das Büchlein „Gemeinde heute und morgen“ entstanden (in der Reihe „Im Blickpunkt: Theologische Informationen für Nichttheologen, Berlin, Ev. Verlagsanstalt, 1979“).

*These zu 7:* Wenn im großstädtischen Neubaugebiet fast alle Voraussetzungen bisheriger Gemeindefarbeit fehlen, können Verlegenheiten zu neuen Möglichkeiten in der Gemeindefarbeit führen (z. B. Hauskreise; mobile Kirche im Kirchwagen). Eingriffe von staatlicher Seite und Begegnung mit Menschen ohne kirchliche Biographie helfen zu einem aktuellen biblischen Bewußtsein (machtlos und doch frei; im Nichtchristen kann Christus sich deutlicher aussprechen). Rückendeckung durch die kirchliche Institution und Austausch mit traditionellen Gemeinden werden positiv erlebt. Neue Tradition entwickelt, hilft zum Bleiben.

### 8. Verbindlich leben – in der Zerstreuung und in ausgeweiteter Arbeit

Neben der Arbeit im Neubaugebiet war ich in Rostock auch nebenamtlich Stadtjugendpastor. Die Hauptarbeit lag beim Stadtjugendwart, einem Diakon. Gern denke ich an die prächtige Zusammenarbeit mit den beiden Stadtjugendwarten Herrbrück und Ahlhelm, die ich nacheinander erlebt, zurück. Die Rostocker Jugendarbeit dehnte sich aus, ökumenisch und durch Öffnung nach außen. Es kam zu enger Zusammenarbeit mit den andern Kirchen und Freikirchen am Ort, so auch zum ersten ökumenischen (kath/ev.) Gottesdienst in der katholischen Christuskirche. Weiterer Schwerpunkt wurden die ökumenischen Wochen mit Skandinavien, Tschechen, Polen und Ungarn während der staatlich veranstalteten Ostseewoche. Die Öffnung nach außen, einer der Jugendwarte sprach gern von „Veröffentlichung“, hatte Jugendliche ohne kirchlichen Bezug im Blick, bemühte sich um Verantwortung im sozialen Bereich und versuchte den Dialog mit Marxisten. Wir spürten, daß solche ausgeweitete Arbeit eine stärkere innere Sammlung erforderte. Die 30 bis 40 Jugendlichen, die sich dann zusammenfanden, waren keineswegs die „Starken im Geist“. Dies Häuflein aber wollte sich da anbinden lassen, wo Halt zu erwarten ist, um sich so der gewachsenen Aufgabe zu stellen. Dieser „Wustrower Kreis“ (wegen der in Wustrow/Fischland stattfindenden Rüstzeiten) hält sich an fünf Regeln: 1.) Jeder bedenkt mit einer kleinen Gruppe (2–4 Leute) einmal in der Woche einen Bibelabschnitt. 2.) In dieser Gruppe übt man sich im Beten. 3.) Jeder sucht sich eine konkrete Aufgabe (z. B. einem Behinderten helfen). 4.) Durch ein eigenes Opfer (ca. 1 %) trägt der Kreis die eigene Arbeit (Rüstzeiten usw.) und bestimmte Aufgaben. 5.) Jeder sollte sich einen Menschen des Vertrauens suchen. Es geht uns darum, ganz unauffällig mit diesen Regeln zu leben. Wer umzieht, sollte sich möglichst am neuen Ort Menschen suchen, die sich darauf einlassen. Man sollte möglichst in eine künftige Familie etwas von diesem „Geist“ mit einbringen. Der Wustrower Kreis lebt bis heute, hat sich bei zwei tragischen Todesfällen sehr bewährt, war für mich als Bischof eine tragende Gruppe. Solch schlichte Art von Verbindlichkeit (keine hohe Form von Kommunität) tut gut und trägt durch.

Ein Pfarrer lebt auf seiner Pfarre oft erschreckend isoliert. Durch vielfältige Anforderungen ist er gestreift. Zeitverhältnisse und Medienflucht machen uns innerlich zerstreut. Wo finden wir die Festpunkte für unser persönliches geistliches Leben? Wer sich die Frage gefallen läßt, hat die Antwort schon halb gefunden. Hier kann nichts vorgeschrieben, sondern nur vorgeschlagen und ermutigt werden. Wenigstens sei als Anregung genannt. Zwei Schriften empfehle ich immer neu: Dietrich Boehoefter, *Gemeinsames Leben* und Julius Schniewind, *Die geistliche Erneuerung des Pfarrerstandes*. Ich erinnere mich an die Bemerkung von Hanns Lilje, daß er die Einzelhaft zu Hitlers Zeiten vor allem deshalb durchgestanden habe, weil er viele Bibeltexte auswendig und inwendig, auf deutsch als ihm jegliche Literatur prägte. „Göttliche Liturgien-Ecke (der „schönen E in schlimmer Verfolgung aus persönlicher Begegnung“ Martin Luther kann ich nur ungenau wiedergeben; „Ich habe heute sehr viel zu tun, daher muß ich mir mehr Zeit zum Beten nehmen.“ (unlogisch, aber wahr!).

Wir sprechen hier von einem sehr persönlichen Bereich, das fällt nicht leicht. Doch will ich Ihnen von einem kleinen Ringbuch, das man in die Tasche stecken kann, erzählen, meine Frau und ich haben es, jeder für sich, in gleicher Form angelegt. Da wir wegen meiner vielen Reisen oft getrennt waren, war dann dies Büch-

lein für die 7 Tage einer Woche eine gemeinsame geistliche Grundstruktur, ein ganz schlichtes Brevier. Für jeden Tag eine der sieben Bitten des Vaterunser, dazu geordnet je eines der 7 Ich-bin-Worte des Johannes-evangeliums (sie lassen sich dem Vaterunser gut zuordnen), schließlich bestimmte Fürbitten für jeden Tag. So ein Büchlein wächst dann weiter. Gute Worte und Verse, die man nicht vergessen möchte, werden hinzugeschrieben, vielleicht auch bestimmte Psalmen. Durch wöchentliche Wiederholung prägt sich manches fest ein, es ist bei sinnlosem Warten und Schlaflosigkeit ein guter Anlaufpunkt für die Gedanken. Versuchen sie's mal! *These zu 8:* Ein weitverzweigter, ausladender, auftragender und dem Sturm ausgesetzter Baum braucht tiefe Wurzeln. Zu einem hohen Gebäude gehört ein tiefes, verborgenes Fundament. Je mehr ich herausgefordert bin, um so mehr bin ich angewiesen auf einen tragenden Kreis und Festpunkte für das persönliche geistliche Leben.

### 9. Begleitet werden – vom „Kundschafter“-Dienst

Als Landespastor für Volksmission und Gemeindedienst in Mecklenburg habe ich 1970/71 nur für 1 Jahr eine Gastrolle gegeben. Deshalb kann ich nicht viel mitreden, wenn es um solche Fachberatung geht, wie sie auch Spezialpastoren wahrnehmen sollen. Eine Art Begleitung und Beratung durch eine Gruppe ist die für Mecklenburg typische Dorfmission, ich hatte bereits davon gesprochen (Ziffer 5, Seite 175).

Als unser ältester Sohn bei der Armee war, hatten sich seine Stubenkameraden für mich, den Bischofsvater, einen Spitznamen ausgedacht: „Kundschafter“. Wie mögen sie drauf gekommen sein? Der Gedanke ist nicht schlecht. Wie schnell ist für Leute auf der kirchlichen Leitungsebene der rauhe Gemeindealltag eine terra incognita. Sie brauchen Rückkopplung zur Gemeinde hin. Neues Leben in der Kirche wächst selten aufgrund der Verfügungen von Konsistorien und der Beschlüsse von Synoden. Vielmehr sind es die zarten, unauffälligen Aufbrüche, die es auszukundschaften und zu behüten gilt, damit sie sich bis zur Veränderung von Ordnungen in der Kirche zum Guten auswirken.

*These zu 9:* Begleiten, das heißt auch: entdecken, ermutigen, beraten, befähigen. Wir brauchen Leute und Gruppen, die dazu in die Gemeinde kommen. Diese brauchen Nähe zur Gemeinde, denn nur so kann Kirche geleitet, Theologie getrieben und Gemeindeaufbau vermittelt werden.

### 10. Episkope – von der Übersicht und vom Übersehen

1970 wurde ich nach der damals geltenden Verfassung unserer Kirche auf Lebenszeit als Landesbischof gewählt. Einige Zeit nach meinem Dienstantritt hat unsere Landessynode im Leitungsgesetz festgelegt, daß Landesbischof und Oberkirchenräte für 12 Jahre auf Zeit (mit Möglichkeit der Wiederwahl) gewählt werden. Das entsprach meiner persönlichen Einstellung. Als ich 1984 diesen Dienst beendete, sagte ich vor unserer Landessynode: „Ich habe am Anfang meines Dienstes (als Bischof) klar gesagt, daß ich den von mir übernommenen Dienst auch wieder zur Verfügung stellen werde. Wir tun unsern Dienst auf Abruf, auch ein Bischof. Es gehört für mich notwendig dazu, daß auch dieser Dienst wieder einmündet in den Dienst aller. Ich sehe meinen Platz dann wieder dort, wo ich hergekommen bin: in der Gemeinde.“

Von Papst Johannes XXXIII. soll das Wort stammen: „Alles sehen – vieles übersehen“. Ein gutes Wort für alles, was sich Leitung nennt in der Kirche. Es wird also nicht so sehr auf eindrucksvolle Bischofsworte ankommen, sondern vor allem auf den stillen, den schwei-

genden Dienst. Als ich an meiner Dissertation arbeitete, aus der Patristik über Ignatius von Antiochien und Paulus, konnte ich nicht ahnen, daß mir der Bischofsdienst einmal so nah auf den Leib rücken würde. Man sagt Ignatius von Antiochien ja nach, er habe den Bischofsdienst zum Monarchischen hin, sprich Hierarchischen, entwickelt. Man übersehe aber auch nicht die andere Tendenz, wie Ignatius seine Nichtwürdigkeit gegenüber allen anderen Christen betont. Jedenfalls lesen wir bei Ignatius (Eph. 6,1): „Je mehr einer einen Bischof schweigen sieht, um so größere Ehrfurcht soll er vor ihm haben.“ vgl. auch I Eph. 15,1,2; I Phld. 1,1) Das heißt vor allem Reden erst einmal hinsehen und anhören können und darüber zuerst mit Gott ins Gespräch kommen. Mir scheint, daß der Dienst eines Bischofs in der Brüdergemeinde, der weithin von allen Repräsentations- und Verwaltungsaufgaben entlastet ist (dazu gibt es den Unitäts-Direktor) solchem stillen Dienst weitgehend entspricht. Es wäre auch reizvoll, Psalm 32 einmal unter diesem Gesichtspunkt zu meditieren: nicht an die Kandarre nehmen, sondern mit den Augen leiten.

In einer noch überschaubaren Landeskirche wie Mecklenburg kann ein Bischof sich auf die Seelsorge unter Mitarbeitern (zu denen die Pastoren gehören) konzentrieren. Ich spreche gern von der „Mülleimerfunktion“; irgendwo muß man ja den kleinen und kleinlichen Arger, die stillen persönlichen Nöte, die Agression gegen alles Institutionelle abladen können. Soll man Sorge haben, daß man darüber die großen Linien und Perspektiven versäumt? Das eine muß das andere nicht ausschließen. Wo Kleinigkeiten aus dem Weg geräumt sind, wird die Richtung klarer. Dabei gilt es, das Miteinander aller im Blick zu behalten; das gehört wesentlich zur Leitung dazu. Ich halte nicht viel von straffer Einheitlichkeit in der Kirche (und andern Institutionen). Wichtiger erscheint mir, auf Einmütigkeit hinzuwirken, miteinander im Gespräch zu bleiben oder ins Gespräch zu kommen. Dabei wird der eine oder andere auch das Wort vor andern und für andere (d. h. „öffentlich“) nehmen müssen.

Wenn ich so von der „Episkope“ spreche, kommen mir Leute in den Sinn, die das Übersehen, die Seelsorge, Gebet bis hin zum dann notwendigen Wort und Schritt beispielhaft wahrnehmen: eine Großmutter in ihrem familiären Bereich, dort, wo Institutionen nicht mehr ankommen; ein Laie in Sibirien, der neben seinem Beruf als Kraftfahrer nicht nur eine Gemeinde am Ort sammelt, sondern schließlich in einem Bereich von der Größe der DDR weiter 70 Gemeinden ins Leben ruft. Neben ihnen bleibe ich, Gott-sei-Dank, der Hilfsprediger, von dem eingangs die Rede war.

*These zu 10:* Episkope, sprachliche Wurzel für den Bischofstitel, ist ein Dienst, den eine Großmutter, ein Laie in Sibirien ebenso wahrnehmen kann wie ein synodal gewählter Bischof. Es gilt

- den Überblick zu suchen und auf Einmütigkeit hinzuwirken (non vi sed verbo; Augsburger Bekenntnis)
- den Einzelnen seelsorgerlich und betend im Blick zu behalten
- vor Ort zu entdecken, wo Gott seine Gemeinde morgen erwartet (Kundschafterdienst),
- „Kleinigkeiten“ zu übersehen und Schwaches zu ermutigen;
- öffentlich Einspruch zu erheben, unübersehbar sich vor andere stellen.

#### 11. Bruderschaftliche Leitung – Partnerschaft – Kooperation

Nach dem zweiten Weltkrieg hofften viele darauf, daß sich als eine Frucht des Kirchenkampfes bei Hitler

(insbesondere von Dahlem, Niemöller her) die bruderschaftliche Leitung in der Kirche durchsetzen möchte. Haben wir diese Hoffnung begraben? Meinen wir mit „bruderschaftlich“ einen spezifisch geistlichen Leitungsstil? Wir sind wohl noch nicht zur Klarheit darüber gekommen, wie weit weltliche Leitungsstrukturen in der Kirche Anwendung finden dürfen. Die Theologische Erklärung von Barmen (z. B. III und IV) ist weiterhin aktuell. Wieweit geht es heute bei der „Kirche von unten“ nur um ein demokratisches oder auch um ein revolutionäres Element? „Bruderschaftlich“ löst heute leicht feministische Reaktionen aus. Sollte man nicht von Partnerschaft und Kooperation sprechen? Doch ist auch der sprachliche Hintergrund zu bedenken. Das Griechische unterscheidet nur von der Endung her (adelphé, adelphos) die Schwester und den Bruder; das ist im Deutschen schwer wiederzugeben. Probleme und Fragen sollen hier nur angedeutet werden. Praxisbezogen möchte ich sprechen im Blick auf die mir bekannten evangelischen Gemeinden hinter dem Ural. Der Schwerpunkt meiner ökumenischen Aufgaben in der Bischofszeit lag in der Sowjetunion. Inzwischen war ich etwa 20mal dort. Ich war etwa 10 Jahre lang der Beauftragte des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR für die Verbindung zur Russisch-Orthodoxen Kirche. Dadurch ergab sich auch mancherlei Kontakt zu den drei lutherischen Kirchen in Lettland, Estland und Litauen. Vor etwa 10 Jahren bin ich dann in Riga erstmalig evangelischen Christen aus Kasachstan begegnet; sie kamen über 4000 km angereist, um doch einmal in ihrem Leben noch einem evangelischen Gottesdienst mit einem Pastor in Talar, mit deutscher Predigt zu erleben. Seitdem habe ich durch viele Besuche dort und durch Briefverkehr enge Verbindung zu diesen evangelischen Christen in Kasachstan, Sibirien und Mittelasien. Es sind vorwiegend deutsche Einwanderer aus Zeit von Katharina II, die ins Wolgagebiet, in den Kaukasus, in die Ukraine und andere Gebiete kamen. Noch zu Zeiten Stalins war ihr Zentrum die Wolgadeutsche Sowjetrepublik. Sie hatten ihre eigene Ev.-Luth. Kirche in Rußland, mit Bischof und Konsistorium, eigener Ausbildungsstätte und etwa 250 Pastoren. Der Sturm der dann folgenden Zeit, einschließlich des zweiten Weltkrieges und seiner Folgen, hat sie dann in die asiatischen Weiten der Sowjetunion verstreut. Für Jahrzehnte waren christliche Betätigung (bis hin zum Besitz der Bibel und häuslichen Gebet) sowie der Gebrauch der deutschen Sprache verboten. Nach einer teilweisen Rehabilitation 1956 war wieder Registrierung von christlichen Gemeinden möglich. Doch von den 250 Pastoren fand sich nur noch einer in einem Lager am Eismeer, ein anderer als Rentner in Moskau. War nicht damit das Ende einer Kirche besiegelt? Nein! Hier zeigt sich, was in der Praxis die reformatorische Einsicht bedeutet, jeder getaufte Christ sei zum Dienst befähigt. So ist es dort geschehen. Mir sind heute 400 bis 500 Gemeinden in diesem Bereich bekannt, die alle von Laien geleitet werden. Die größte von ihnen in Karaganda, mit über 1000 Gottesdienstbesuchern an jedem Sonntag, nennt sich bewußt „Evangelisch-Lutherische Brüdergemeinde“. Unter dem Einfluß von Gorbatschows „Glasnost“ scheint sich jetzt auch eine überregionale Organisation dieser Gemeinden abzuzeichnen. Schon sind die Leute zur Stelle, die dafür unsere „bewährten“ europäischen Modelle anbieten. Ein Bischof und ein Konsistorium müssen her! Aber begraben wir damit nicht sogleich den eben erst ausgegrabenen Schatz? Wo ist seit der Reformation das Priestertum aller Getauften (aller Gläubigen) so weitgehend zum Zuge gekommen? Sollten wir nicht vielmehr daraus Lehren ziehen für unsern gar zu hierarchischen Aufbau in Kirchen und Gemeinden?

*These zu 11:* „Die verschiedenen Ämter in der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die andern, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde an-

vertrauten und befohlenen Dienstes." (Barmen IV) Bei autoritärem Leitungsstil und hierarchistischen Strukturen ebenso wie bei einer „Kirche von unten“ usw. ist zu fragen, ob wir von spezifisch geistlichen Leitungsformen ausgehen können, ob und wie weit weltliche Leitungsstrukturen für die Kirche anwendbar sind. Evangelische Gemeinden hinter dem Ural könnten mehr als wir begriffen haben vom Priestertum aller Getauften.

### 12. *Mit andern unter einem Dach – Gaben weltweit teilen*

Oikodome ist das Leitwort dieser Theologischen Woche. Wenn wir es mit „Gemeindeaufbau“ oder „Erbauung“ übersetzen, bleibt die Hauptsache ungenannt, der oikos, das Haus. Heute kaum noch bekannt ist ein starker volksmissionarischer Impuls aus den 50er Jahren, die Haushalterschaft (oikonomia). Es ging darum, die vielfältigen Gaben in der Gemeinde zum Zuge kommen zu lassen. Vielleicht war Manches damals zu aktivistisch gedacht (immerhin kam der Impuls aus den USA). Doch sollten wir nicht vergessen, daß wir auf die Gaben aller angewiesen sind, wenn die Gemeinde mit all ihren Gliedern Leib Christi ist. Doch bleiben wir beim Bild vom oikos. Darum geht es auch in der Ökumene. Eine Übersetzung ist uns bisher schwer gefallen. Soll es uns wundern, wenn dann mancher Ökumene und Ökonomie durcheinanderbringt? Immerhin geht es in beiden Fällen wieder ums „Haus“. Nun hat uns vielleicht Michail Gorbatschow etwas weiter geholfen, wenn er vom gemeinsamen europäischen Dach spricht. Einfacher läßt sich der oikos, das Haus wohl nicht umschreiben: miteinander unter einem Dach leben. Der sibirische Schriftsteller Valentin Rasputin hilft uns in seinem Buch „Abschied von Matjora“ (Berlin 1979, S. 140) theologisch noch ein Stückchen weiter: „Die Menschen haben vergessen, wo ihr Platz unter Gottes Augen ist. . . Was der liebe Gott ist, der hat nicht vergessen, wo wir hingehören, der nicht.“ Inzwischen hat uns die Ökologie, wieder geht es um den oikos, gelehrt, wie wir weltweit aufeinander angewiesen sind, wenn wir nicht in der nächsten, letzten Sintflut von Müll, Gift und Strahlen miteinander untergehen wollen. Wir tun uns oft nicht leicht in den üblichen deutsch-deutschen Partnerschaften unserer Kirchengemeinden, von unsern innerdeutschen Problemen wegzukommen oder doch heimlich zu fragen, was materiell dabei herauskommt. Unserer Kirchengemeinde Crivitz tut die Partnerschaft mit einer holländischen Kleinstadtgemeinde (Bunnik bei Utrecht) gut. Mit ihnen sind wir gut darüber im Gespräch, was es bedeutet, Gaben weltweit miteinander zu teilen.

*These zu 12:* Mit „Gemeindeaufbau“ oder „Erbauung“ ist oikodome unzureichend übersetzt. Ökumene, Ökonomie und Ökologie sind Fremdwörter, die wir in ihrem inneren Zusammenhang kaum erkennen. Es geht doch darum, unter einem gemeinsamen Dach die Gaben miteinander zu teilen. Der ärmere Partner hat mir am meisten zu geben!

### 13. *Immer neu anfangen dürfen – Abbau im Gemeindeaufbau*

„Jeder Morgen ist eine neue Berufung“, so Martin Buber. Damit läßt sich hoffnungsvoll leben. In der Festgabe zu Werner Krüsches 65. Geburtstag (Als Boten des gekreuzigten Herrn, Berlin 1982 habe ich einen Abschnitt beigezeichnet unter der Überschrift „Neu anfangen dürfen“ (S. 185 ff.). Ich dachte dabei auch daran, wie einer nach langjähriger Bischofszeit sich in den Ruhestand findet. Mir war dazu ein Luther-Zitat aufgefallen: „In via Dei proficere hoc est semper a novo incipere“ (Vorlesung über den Römerbrief 1515/16, Weimar 1960, 2. Band, S. 351), zu deutsch: Auf Gottes Weg vorankommen heißt immer von Neuem anfangen. Eine Kirche, die die Rechtfertigung predigt, sollte das für sich

geltend lassen, für den Einzelnen, für den Arbeitsstil in der Gemeinde, für die Kirche als Institution. Darum sprach ich eingangs von der vorläufigen, der provisorischen Kirche. „Es bleibt keiner Zeit erspart, neu anzufangen, kritisch und zugleich demütig die Geister auch des Vergangenen zu prüfen, weil man selbst in Entscheidung hineingerufen ist. Vielleicht werden wir dabei dann zur Erkenntnis getrieben, daß es Kirche als Gemeinde Christi nie anders gibt als so, daß Gnade neu nach uns greift und uns ihr neu dienstbar werden läßt und daß wir die Sorge für die Kontinuität der Kirche allein dem überlassen müssen, der allein Gnade dauern lassen kann.“ (Ernst Käsemann, Amt und Gemeinde im Neuen Testament, in: Ex. Versuche u. Besinnungen, I, S. 134).

Das habe ich heilsam erfahren, als ich vor vier Jahren nach 13jähriger Unterbrechung wieder Gemeindepastor wurde. Es war so, als wenn ein Fisch vom Trockenen wieder ins Wasser kommt. Ich bin aus mancherlei Gründen in eine Kleinstadt gekommen, obwohl mich's früher davor gegraut hat. Doch gerade in dieser Situation entdeckte ich an mir und andern vieles neu. An mancher Stelle muß ich ganz klein und von vorn anfangen und mich von den erfahrenen Hasen in den Nachbardörfern beraten lassen. Jede Woche gehe ich neu mit Zittern und Zagen an den Konfirmandenunterricht. Neu anfangen dürfen! So halte ich einen (nicht all zu häufigen) Pfarrstellenwechsel für Gemeinde und Pastor gut. Den Ruhestand sollten wir nicht nur als Ende einer Laufbahn ansehen, sondern als einen neuen „Stand“; ich kann mich auch schon ein wenig drauf freuen.

*These zu 13:* Die Kirche verkündigt nicht nur die Rechtfertigung, sondern sie lebt selbst aus der Rechtfertigung. Darum gilt: immer neu anfangen dürfen, gegen alle Resignation, Perfektion und Illusion.

### 14. *Gemeinde der offenen Tür – aus der Kleinstadtdarbeit*

Ich könnte ironisch anfangen. Als wir vor 4 Jahren in Crivitz angingen, war es eine Gemeinde der offenen Tür. Das 200 Jahre alte Pfarrhaus eine einzige Baustelle, nach allen Seiten offen; an den übrigen 6 Gebäuden (3 Kirchen und 3 weitere Wohngebäude) Vieles auch nicht niet- und nagelfest. Es ist noch längst nicht alles dicht. Gewiß lassen sich auch beim Bauen Menschen für die Kirche engagieren. Doch bleibt die Gefahr, daß der Pastor darüber anderes versäumt.

Inzwischen sind die Türen im Pfarrhaus verschließbar, aber nicht verschlossen. Soll man anschreiben, wann der Pastor Sprechzeit hat? Soll man draußen eine Klingel anbringen, damit der Pastor auch nachts erreichbar ist? Wir sehen die Chance eines offenen Pfarrhauses und fördern sie. Die Leute werden nicht nur ins „Amtszimmer“ geleitet, sie kommen auch gern ins Wohnzimmer, in die Küche, auch in den Garten, wenn der Pastor beim Graben ist. Wir nehmen es auf uns, daß die Leute ihre Kirchensteuer im Pfarrhaus abliefern und nicht an ein anonymes, fernes Amt überweisen. So ein offenes Pfarrhaus ist möglich, weil wir eine Küsterin haben, die halbtags zur Stelle ist und sehr gut mit Menschen umgehen kann. Dazu meine Frau, die nicht auswärts berufstätig ist; sie tut nebenamtlich den Orgeldienst in der Kirchengemeinde. So ein offenes Pfarrhaus ist auch eine Belastung. Wohin kann man sich familiär zurückziehen? Wo und wie findet der Pastor die notwendige Stille und Besinnung? Das billigt ihm die Gemeinde doch auch zu! Vor Jahren erzählte mir ein älterer Pastor, daß er abends zur Entspannung dann und wann einen Krimi liest. Sagt am nächsten Tag ein Gemeindeglied zu ihm: Wie schön, Herr Pastor, daß

abends bei Ihnen hinter dem Fenster noch die Lampe brennt. Da wissen wir doch, daß Sie für uns beten! Wer betet für uns?

Vom Pfarrhaus sehen wir genau auf den seitlichen Haupteingang der Crivitzer Kirche. Das macht es leichter, die Kirche ohne ständige Aufsichtsperson offen stehen zu lassen. Eine offene einladende Kirche ist ein wichtiger Faktor für den Gemeindeaufbau. Interessierte sollten eine übersichtliche Erklärung der Kirche vorfinden, die sich nicht nur auf bauliche und kunsthistorische Hinweise beschränkt. Das Kirchengebäude hilft auch zur Einführung in den Glauben. Mancher Besucher sucht die Stille. Gute Texte zur Besinnung, die auf den Kirchenbänken ausliegen, können ihm helfen. Mancher sucht das Gespräch, möchte sich einem Menschen öffnen. Gut, wenn ein Gesprächspartner sich unaufdringlich anbietet.

In einer Kleinstadt gibt es vielfältige Arbeitsmöglichkeiten. Man denke an den trügerischen Spruch: „Wer vieles gibt, kann jedem etwas geben“. Am Ende ist dann alles offen. Man verzettelt sich. Die Gemeinde „verkreist“ (manchmal vergreist sie auch). Noch aus der Rostocker Neubaurarbeit habe ich einen heimlichen Grundsatz mitgebracht: Keine Arbeit neu anfangen, die nicht von der Gemeinde mitgetragen oder gar selbstständig verantwortet wird. Das ist doch an mancher Stelle gelungen: im Kindergottesdienst, in der Altenarbeit, bei der Leitung von Posaunen und Junger Gemeinde. Als die Katechetin ein Jahr lang ausfiel, haben 6 Frauen aus der Gemeinde die Christenlehre gehalten. Es fiel ihnen schwer, die Arbeit wieder abzugeben. So habe ich Freiraum gefunden für Aufgabefelder, die ich für mich neu entdeckte. Ich stelle fest, daß die jüngere Generation, zwischen 20 und 40 Jahren, sehr offen ist für die Bibel, die doch in den Alltag des Menschen hineinspricht, die Mut für die Zukunft macht. *These zu 14:* Aussagekräftiges Bild von Gemeinde ist für mich die offene Tür. Es bewahrt vor Verfestigung im Gemeindeaufbau. Türen auf! Es verweist auf Christus, bei dem es liegt, Türen zwischen Menschen zu öffnen (Joh. 10,7.9). Das Bild von der Tür verheißt der Gemeinde Zukunft (Offbg. 7,8).

#### D. Auf einen Punkt gebracht: Spielraum Kirche

Das Neue Testament vergleicht mehrfach das Leben der Christen mit dem Wettspiel und Wettstreit in der Arena (z. B. Hebr. 12,1 f.). Christen gehen dem großen Fest mit Gott entgegen. Davon dürfen sie in ihrem Miteinander jetzt schon etwas spüren lassen. Kirche hat Spielraum und bietet Spielraum, weil sie nicht um sich selbst besorgt sein muß. Gott braucht sie, um den Menschen die herrliche Freiheit der Kinder Gottes anzubieten. Das ist den Versuch wert!

#### 15. Vorläufige, offene, brüderliche Gemeinde

So hatte ich diesen Praxisbericht überschrieben. In den Abschnitten 2-4 hatte ich diese dreifache Beschreibung der Kirche und Gemeinde erläutert. Diese Beschreibung hat sich herauskristallisiert aus den verschiedenartigen Erfahrungen mit Gemeinde, die hier geschildert wurden. So wird Theologie in und mit der Gemeinde gemacht.

Diese Beschreibung ist eine Art Konfession. Dazu stehe ich, besser noch: daraus lebe ich und darauf hoffe ich als Christ. Mit dieser Beschreibung kann ich manche der herkömmlichen Konfessionsbeschreibungen wiedergeben und für mich gelten lassen:

- für eine reformatorische Kirche stehe ich ein, die um eigne Vorläufigkeit weiß und damit glaubwürdig auf Rechtfertigung angewiesen ist;
- für eine protestantische Kirche stehe ich ein, die freimütig, offen, als Licht auf dem Berge (Matth. 5) vor andern Zeugnis gibt, mit Wort und Leben;
- für eine christ-katholische Kirche stehe ich, die Jesus Christus gelten läßt als den, der uns allen voraus den Weg weist und der uns miteinander zu Weggefährten (Schwestern und Brüdern) macht;
- für eine evangelische Kirche stehe ich, weil es Freude macht, in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu leben.

*These zu 15:* Vorläufig, offen, brüderlich, so verstehe ich Kirche, die sich reformatorisch, protestantisch, katholisch und evangelisch nennt. Die Gemeinde ist einerseits der Spielraum (Übungsfeld) für das Leben in der Welt, andererseits wird Gemeinde zum Schau-Spiel vor der Welt (Matth. 5,15; Hebr. 12,1).

#### E. Ermutigung zur Grenzüberschreitung

Mein Praxisbericht ist abgeschlossen. Zur Nachahmung ist er nicht gedacht und nicht geeignet. Vielleicht aber ist es gelungen, Weg und Ziel zu beschreiben, die uns miteinander verbinden und auch mit dem verbinden, der schon mit uns auf dem Wege ist. Nun aber heißt es: Gehe du deinen nächsten Schritt! Wage es und laß dir Mut machen. Weiter als bis an diese Grenze kann ich nicht mitgehen. Leben auf der Grenze, Christsein als Grenzüberschreitung ist nicht nur ein Thema der Theologie, sondern auch der Praxis des Glaubens. Der Weg führt zwischen Angst und trügerischer Sehnsucht hindurch. Darum seid nüchtern...

#### 16. Vom Mut zum nächsten Schritt – Gemeinde heute und morgen

Ein biblischer Abschnitt soll diese Ermutigung verdeutlichen: Apostelgesch. 28,30-31. Lange habe ich diese Verse als einen unvermuteten Abbruch der Apostelgeschichte empfunden; ein wenig unrühmlich scheint der Weg des großen Völkerapostels zu Ende zu gehen. Die Gemeinde zerstreut sich; viele sind mit mancherlei Fragen davongegangen; ein Rest ist auf engstem Raum beschränkt; die Aufpasser stehen vor der Tür. Wies weitergeht, weiß der Leser. Paulus wird verurteilt und in der Arena zu Tode gebracht. Aus!

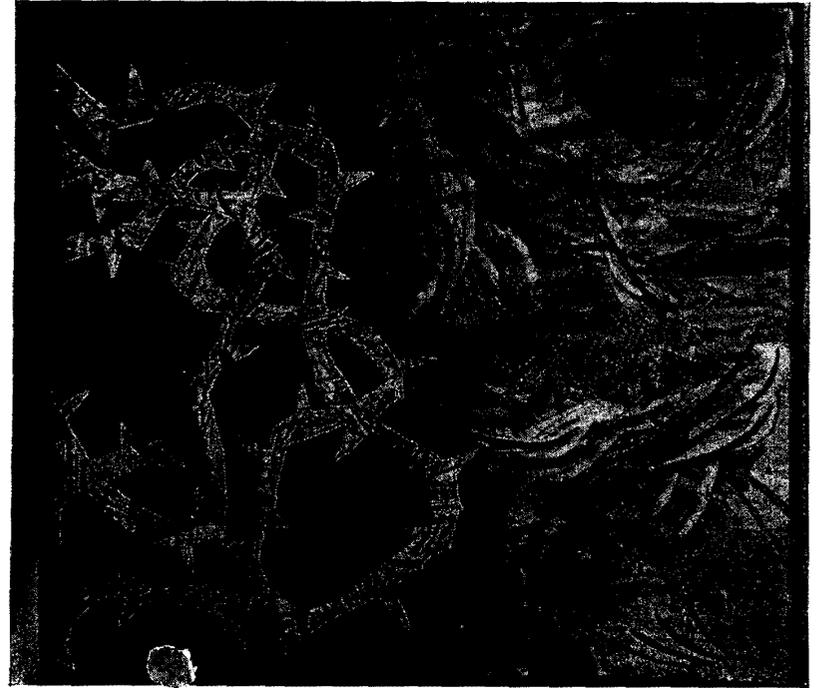
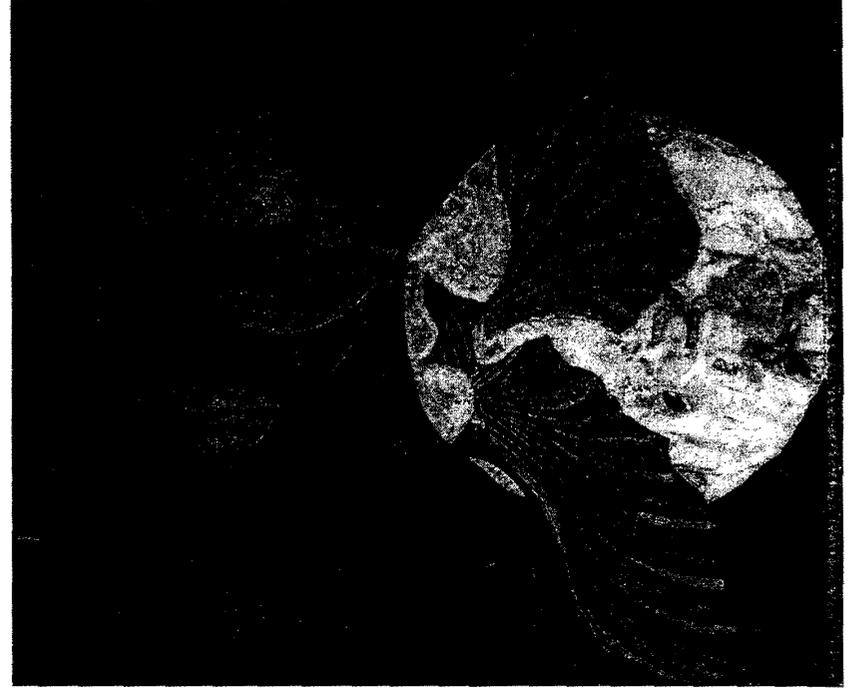
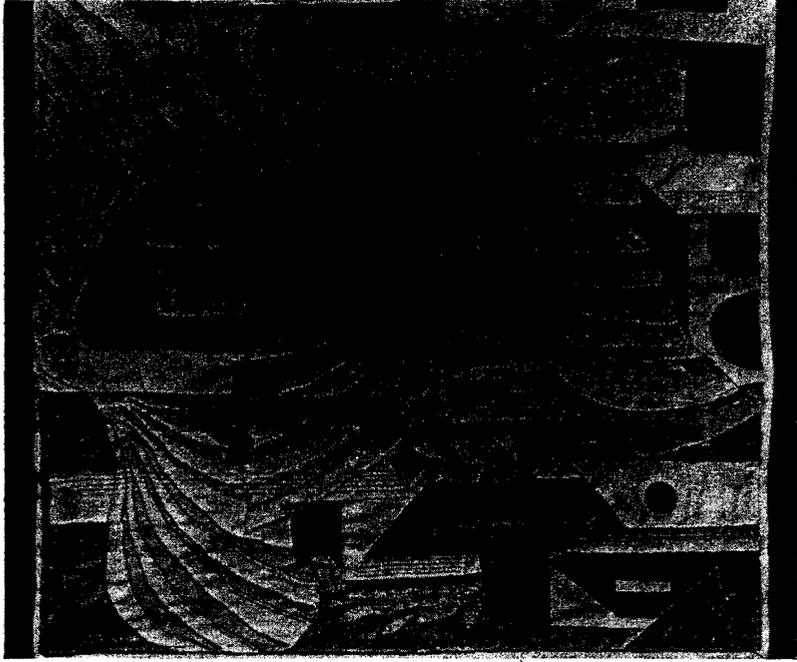
Dann aber klingt es doch wie ein Signal und erscheint wie ein Fanal. Es wird bleiben die öffentliche Ausrufung der Königsherrschaft Gottes und die von Mensch zu Mensch immer neu weitererzählte Geschichte von Jesus, auf den Verlaß ist. Zwei letzte Worte der Apostelgeschichte sind wie ein Vermächtnis an jede kommende Gemeinde, wie kläglich sie auch immer existiert: „mit allem Freimut (parrhesia) – ungehindert“!

Daran anknüpfend wird auch für uns die Geschichte Gottes mit seiner Kirche, mit jeder Gemeinde, mit uns und mit der Welt weitergeschrieben, weitererzählt und weitergelebt und auch erlitten. Mag Apostelgesch. 2 als Geburtstag der Kirche gelten, mit der kirchentagsähnlichen Atmosphäre; ich brauche ebenso Apg. 28,30-31 als Geburtstag von Gemeinde.

These zu 16: In Apg. 28,30-31 erleben wir Gemeinde als ein Stück eigener Gemeindesituation. Unter demütigenden Bedingungen zeigt sich hier Gottes Kraft in Schwachheit (2. Kor. 12,9): Freimut und Freiraum für

die Gemeinde. Mag Apostelgeschichte 2 als Geburtstag der Kirche gelten; wichtig ist mir Apostelgeschichte 28, 30-31 als Geburtstag von Gemeinde heute und morgen.





beraubt, dazu Fritz Lotner 1978: „was sie zeigt, genort zu dem Schonsten und Vollendetsten, was wir seit langer Zeit an gewirkten Teppichen sahen.“

Sie wandte sich intensiv der Applikation zu. Diese Technik, verbunden mit Stickerei, kommt nun bei der Ausführung der Paramente künstlerisch und das Anliegen vertiefend zur Wirkung. Da findet nicht einfach eine Umsetzung in eine textile Fassung statt. Es sind gemeinsame Werke zweier Künstler, deren Arbeit sich spannungsvoll ergänzt und bereichert.

In der Schwarz-Weiß-Abbildung der Paramente gewinnen die Flächen, Linien und Formen eine gewisse Härte. Die farbliche Kraft und Sensibilität lassen diese aber als wohlthuende Herbheit erkennen. Im Gegensatz zu gewohnten Behängen, die Lamm, Krone, Weinstock zeigen, hat der Gottesdienstbesucher eine überraschende Formenfülle vor Augen, eine lebendige Fülle, die in den Gottesdienst einbezieht und von ihm ausgehen will. Es ist kein Wirrwarr, es ist eine freie, wohlthuende Ordnung. In ihr finden durchaus bekannte Zeichen Platz: das Samenkorn, die Pflanze, Dornenkrone und Nägel, die Taube, das Auge Gottes, Stadt und Posaune.

Aber sie stehen nicht allein. Der Betrachter wird zum Meditieren angeregt. Er vermag die Kreatur zu entdecken, das Geschaffene wird aufgetan, Geschöpflichkeit gezeigt, zurückhaltend aber einsehbar. Bewegungen und Strömungen sind eingefangen, Ruhe ebenso wie das sanfte Wehen des Geistes. Das alles ist nicht ins Bild gezwungen, aber in ihm spürbar.

Die Arbeiten von Jürgen und Gertraude Seidel sind nicht einfach Behänge. Sie wollen – wie Musik und Gesang, Predigt und Gebet – am Gottesdienst mitwirken.

Text und Bildauswahl: Joachim Schöne  
Fotos: Renate Weidauer

Herausgegeben von der Pressestelle der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen, PSF 641, William-Shakespeare-Str. 10, Weimar, 5300  
Fernruf: 43 30

### KANZELANTEPENDIUM VIOLETT

Material und Technik: Applikation und Stickerei

Entwurf: Jürgen Seidel

Ausführung: Gertraude Seidel

Größe: 58 x 40 cm

Zeit: 1983/1984

Ort: Kirchengemeindesaal Dresden-Loschwitz

WERKBERICHT  
176 Juni 1988

Paramente

1224/IV, 1

WERKBERICHT  
176 Juni 1988

Paramente

1226/IV, 1

### KANZELANTEPENDIEN GRÜN UND WEISS

Material und Technik: Applikation und Stickerei

Entwurf: Jürgen Seidel

Ausführung: Gertraude Seidel

Größen: 56 x 40, 58 x 40 cm

Zeit: 1983/1984 und 1985

Ort: Kirchengemeindesaal Dresden-Loschwitz

### KANZELANTEPENDIUM ROT

Material und Technik: Applikation und Stickerei

Entwurf: Jürgen Seidel

Ausführung: Gertraude Seidel

Größe: 58 x 40 cm

Zeit: 1983/1984

Ort: Kirchengemeindesaal Dresden-Loschwitz

**ALTARANTEPENDIUM GRÜN**

Material und Technik: Applikation und Stickerei  
Entwurf: Jürgen Seidel  
Ausführung: Gertraude Seidel  
Größe: 90 x 84 cm  
Zeit: 1983/1984  
Ort: Kirchgemeindesaal Dresden-Loschwitz

**ALTARANTEPENDIUM VIOLETT**

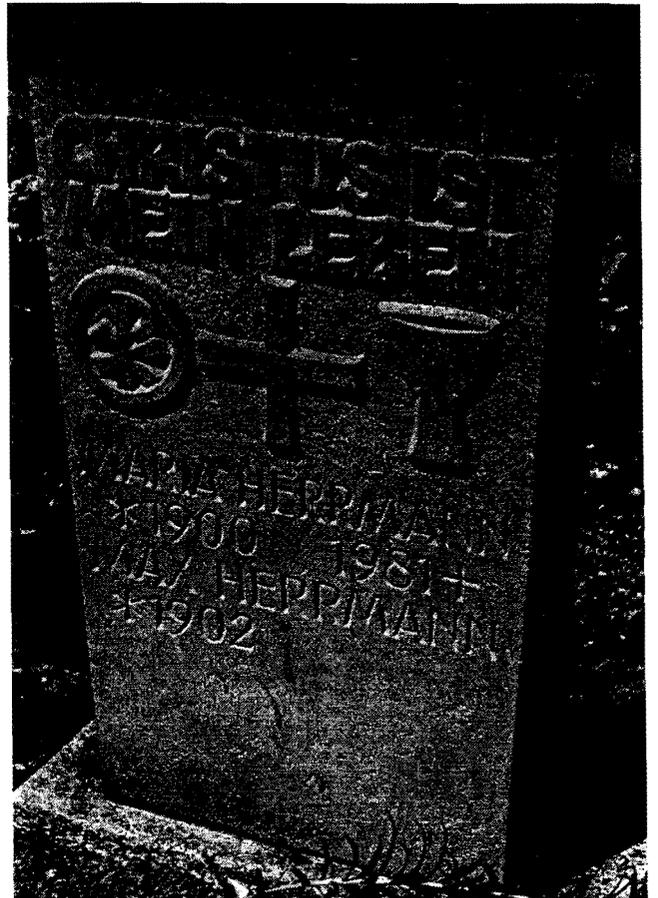
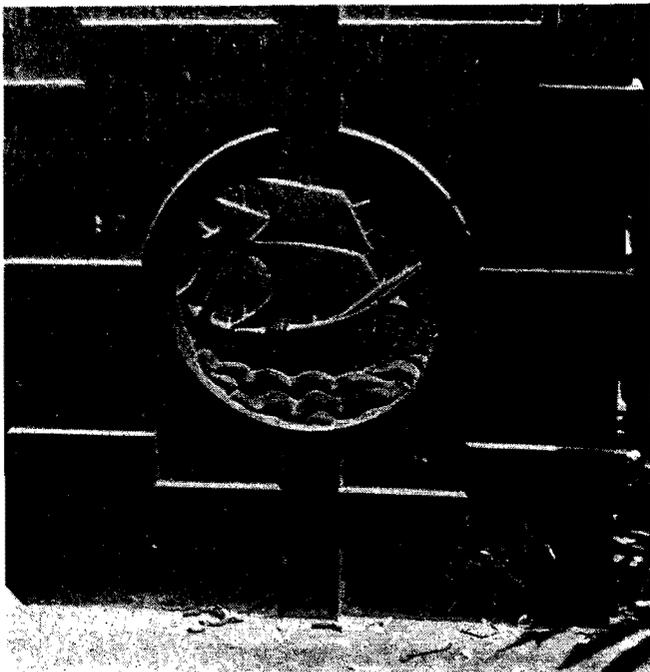
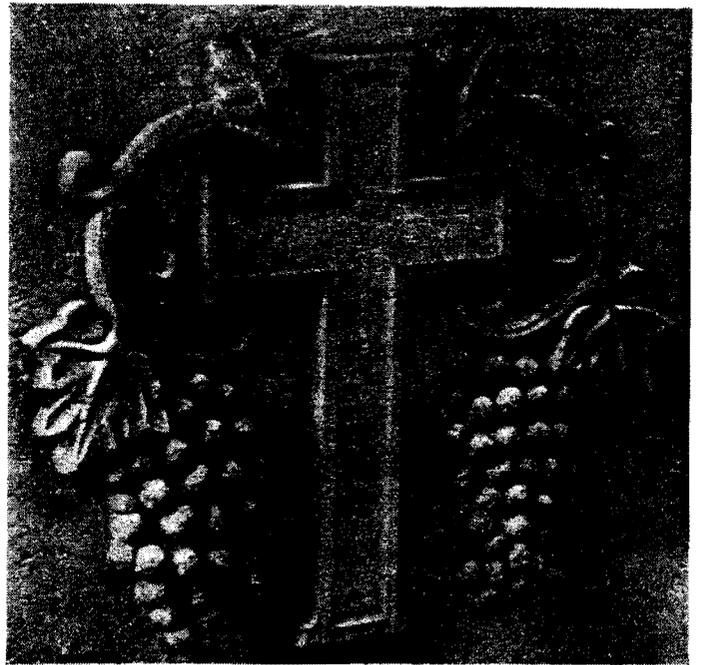
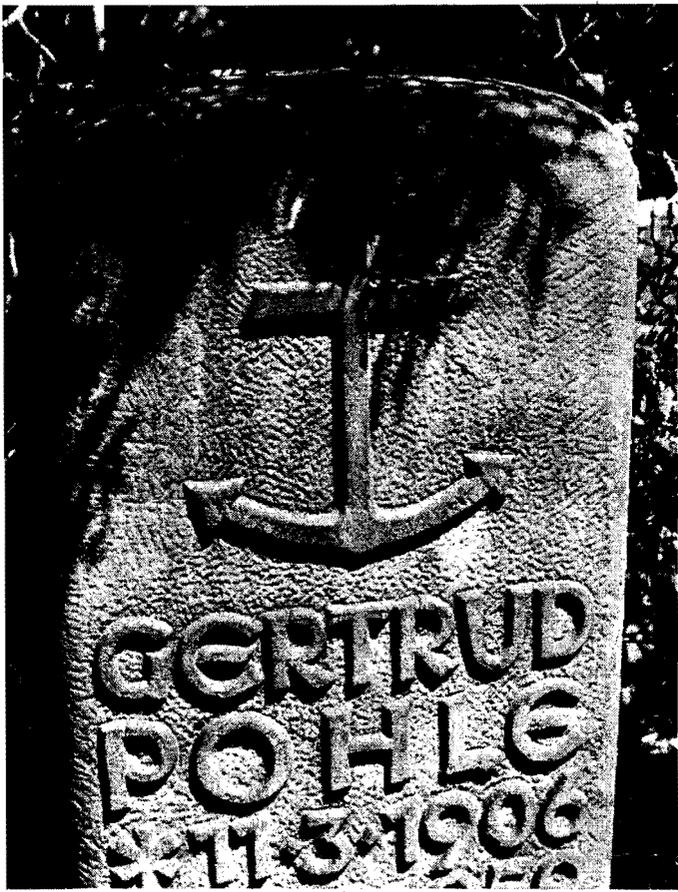
Material und Technik: Applikation und Stickerei  
Entwurf: Jürgen Seidel  
Ausführung: Gertraude Seidel  
Größe: 90 x 84 cm  
Zeit: 1983/1984  
Ort: Kirchgemeindesaal Dresden-Loschwitz

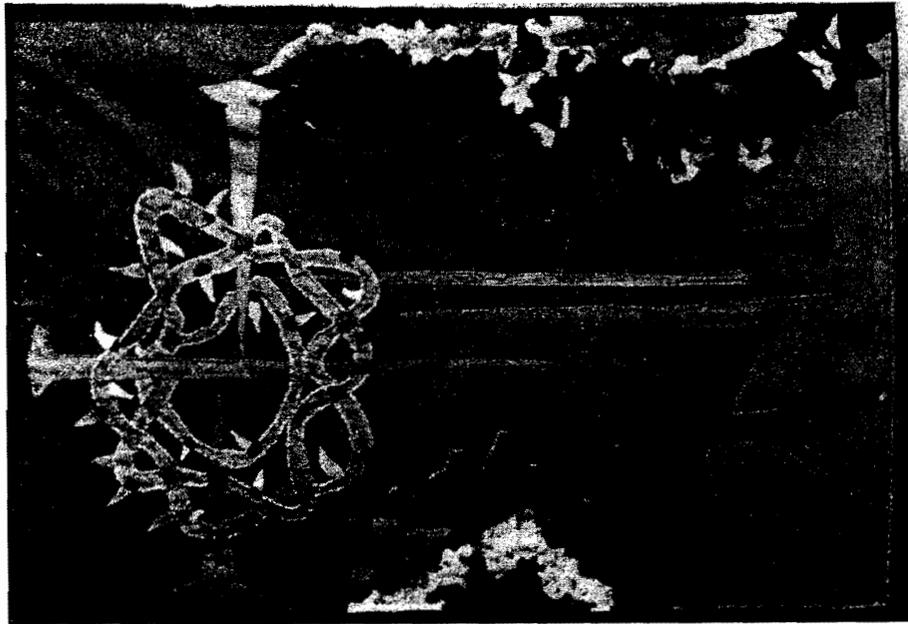
**ALTARANTEPENDIUM WEISS**

Material und Technik: Applikation und Stickerei  
Entwurf: Jürgen Seidel  
Ausführung: Gertraude Seidel  
Größe: 88 x 84 cm  
Zeit: 1985  
Ort: Kirchgemeindesaal Dresden-Loschwitz

**ALTARANTEPENDIUM ROT**

Material und Technik: Applikation und Stickerei  
Entwurf: Jürgen Seidel  
Ausführung: Gertraude Seidel  
Größe: 90 x 84 cm  
Zeit: 1983/1984  
Ort: Kirchgemeindesaal Dresden-Loschwitz



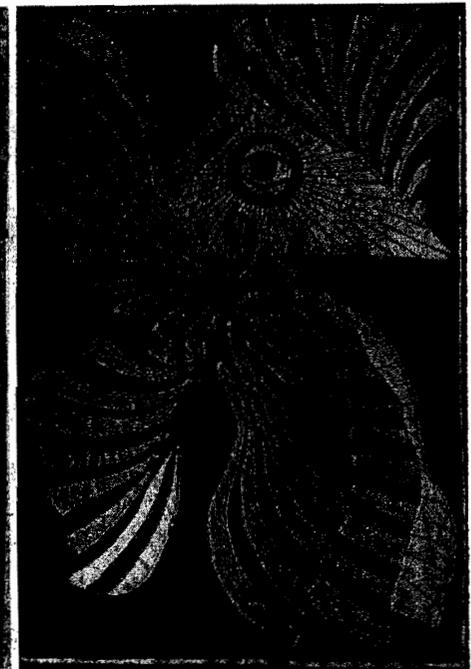
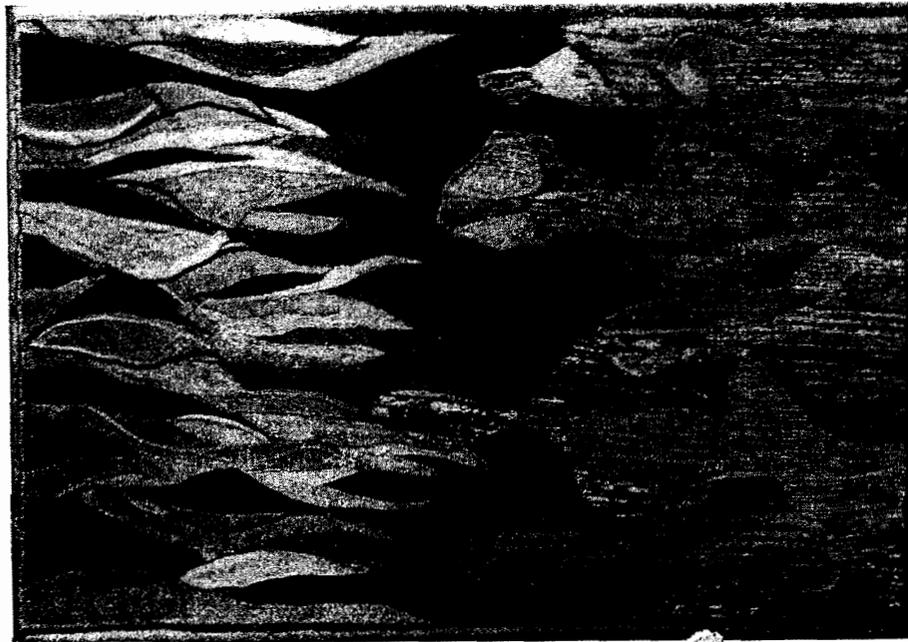


## WERKBERICHT 170 KUNST UND KUNSTHANDWERK IM RAUM DER KIRCHE

### Paramente von Jürgen und Gertraude Seidel

Zunehmend verlangen Gemeinden nach neuen Paramenten und geben sich nicht zufrieden mit allzuoft wiederholten Symbolen und Motiven. Sie suchen Spezifisches für den eigenen gottesdienstlichen Raum. Werkstätten und Paramentikerinnen stellen sich allmählich darauf ein, unterstützt von interessierten Künstlern. Gelegentlich kommt es zur direkten Zusammenarbeit wie hier am Beispiel der Ev.-Luth. Kirchgemeinde Dresden-Loschwitz mit Jürgen und Gertraude Seidel gezeigt werden soll. Die George-Bähr-Kirche dieser Gemeinde wurde ein Opfer der Bomben, die Gottesdienste finden im Kirchgemeindegottesaal statt. Diesen schlichten Raum schmücken seit einigen Jahren sechs Holzschnitte des bedeutenden Loschwitzer Malers und Grafikers Hans Jüchser (1894–1977) und die hier vorgestellten Paramente. Sie entfalten ihre tiefe Wirkung vor allem durch eine meisterhafte Farbgebung, die im Werkbericht nicht mitgeteilt werden kann. Interessenten können sich davon bei der Kunststausstellung in der Dresdner Kreuzkirche (Ende Juli bis Mitte September 1988) und natürlich im Loschwitzer Kirchgemeindegottesaal überzeugen. Während dieser Bericht verfaßt wird, arbeiten die Künstler an einem textilen Kreuzweg für das katholische Josefsheim Berlin, Pappelallee.

Jürgen Seidel hat die Entwürfe der Paramente auf ungewöhnliche Weise geschaffen: Er setzt Acrylfarben und die Technik der Collage ein, dazu kommen Drucke von verschiedenen Hölzern. Man möchte meinen, daß er seine vielseitige künstlerische Entwicklung in solchen Paramenten verdichtet. In der Regel von Naturformen ausgehend, hat er in mehr als dreißig Jahren, zunächst in strengen Zeichnungen, dann in Acrylblättern, Collagen, Gemälden und Materialarbeiten seine freien, im besten Sinne zupackenden „Kunstgebilde“ entwickelt.



**KREUZ MIT BROT UND WEIN (ABENDMAHL)**

Material: Stein  
Zeit: 20. Jahrhundert  
Ort: Ausstellung „Zeichen der Liebe, Zeichen des Glaubens“

**KREUZ MIT TRAUBEN (CHRISTUS DER WEINSTOCK)**

Material: Stein  
Zeit: 20. Jahrhundert  
Ort: Ausstellung „Zeichen der Liebe, Zeichen des Glaubens“

**SCHIFF (LEBENSCHIFF)**

Material: Stein  
Zeit: 20. Jahrhundert  
Ort: Ausstellung „Zeichen der Liebe, Zeichen des Glaubens“

**ANKERKREUZ**

Material: Stein  
Zeit: 20. Jahrhundert  
Ort: Ausstellung „Zeichen der Liebe, Zeichen des Glaubens“

Auch der Weinstock ist deutlich biblisch begründet, im Alten Testament ist er ein Bild für Frieden und Segen. In Joh. 15 bezeichnet sich Jesus selber als Weinstock und nimmt ihn als Bild für die Lebensgemeinschaft mit seiner Gemeinde.

Durch das Evangelium (Mt. 8,23; 14,32) ist das Schiff zum Bild der Gemeinde geworden, einer Kirche, die von Stürmen bedroht ist. Überhaupt aber gilt es als Sinnbild des menschlichen Lebens.

Der Sechsstern entsteht aus zwei gleichseitigen Dreiecken, die sich durchdringen. Er wird als Vereinigung polarer Gegensätze gedeutet: oben und unten, Licht und Finsternis. Wir kennen ihn als Davidsstern und Zeichen der israelitischen Kultgemeinde (4. Mose 24,17) und als Zeichen der Christgeburt.

Auf alten Grabmalen sehen wir aber auch den Mohn, Blüte und Frucht, nicht Zeichen des Todes, sondern des Schlafes. Dazu kommen Palmzweige, die den Frieden symbolisieren. Kränze sind nicht nur schmückende Beigabe, sie sind auch Sinnzeichen des Kreises, der Vollendung. So bekommt der Palmzweig vom Kranz mit Rosen umschlungen eine tiefe Bedeutung.

Das heute ungebräuchlichste Sinnzeichen ist vermutlich der Schmetterling in den Palmzweigen: Er steht als Beispiel der Verwandlung, als Sinnbild der Auferstehung. Der Tod ist nicht das Ende, sondern der Übergang vom irdischen zum himmlischen Sein.

Text und Bildauswahl: Joachim Schöne  
Fotos: Carola Bloeck

Herausgegeben von der Pressestelle der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen, PSF 641, William-Shakespeare-Str. 10, Weimar 5300, Fernruf: 43 30

WERKBERICHT  
177 August 1988

Grabmale

1231/IX,2

WERKBERICHT  
177 August 1988

Grabmale

1233/IX,2

**SCHMETTERLING MIT PALMZWEIGEN UND EFEU**

Material: Stein

Zeit: 19. Jahrhundert

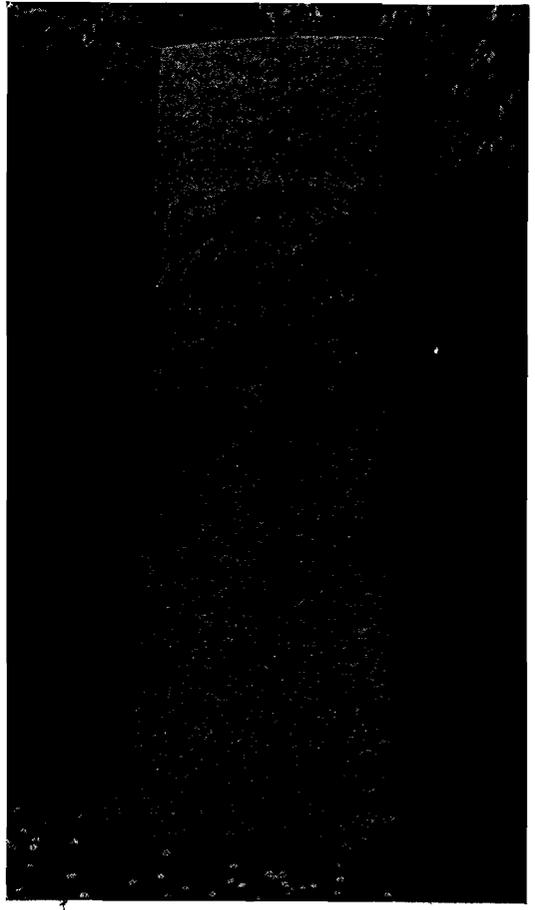
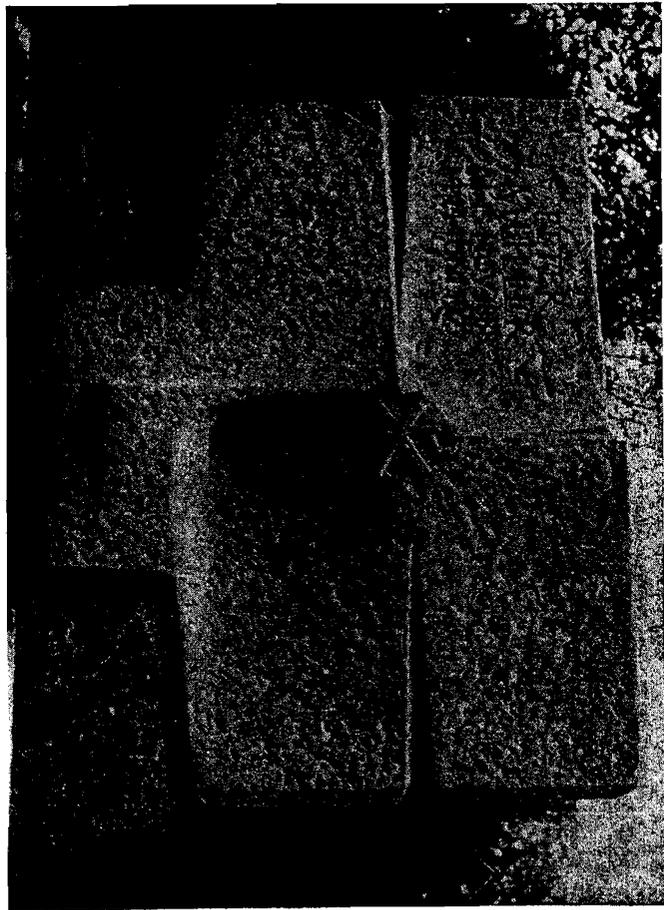
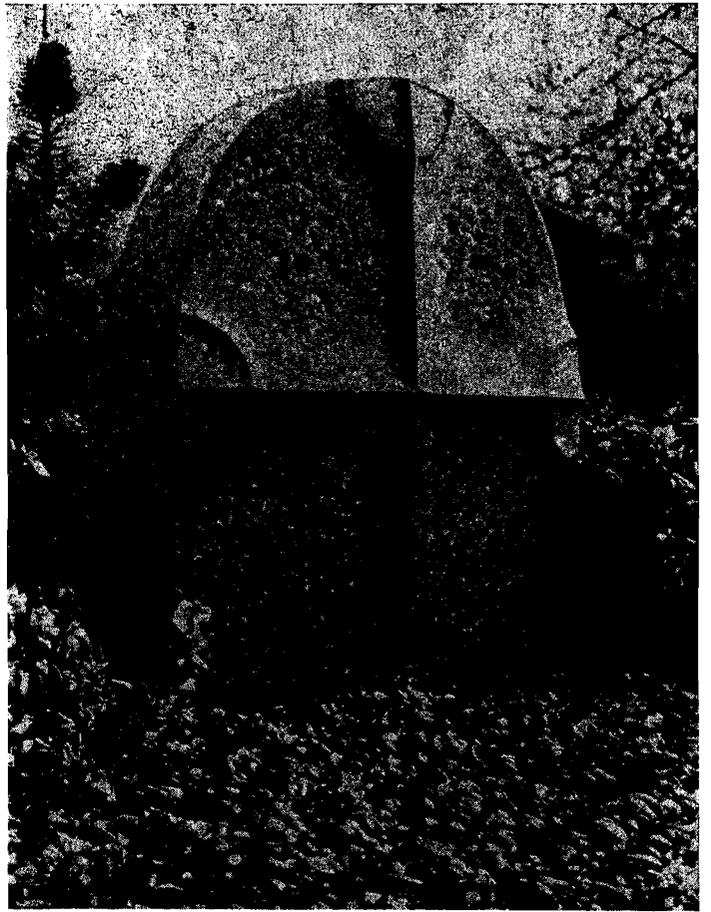
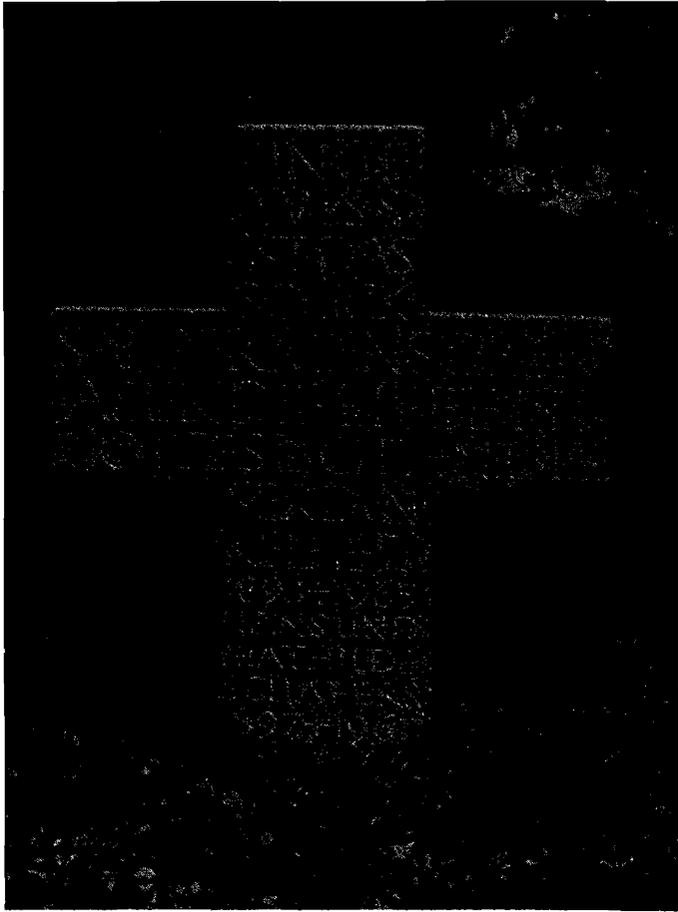
Ort: Ausstellung „Zeichen der Liebe, Zeichen des Glaubens“

**BLUTENKRANZ MIT BAND UND PALMWEDEL**

Material: Stein

Zeit: 19. Jahrhundert

Ort: Ausstellung „Zeichen der Liebe, Zeichen des Glaubens“



## WERBERICHT 1977 KUNST UND KUNSTHANDWERK IM RAUM DER KIRCHE

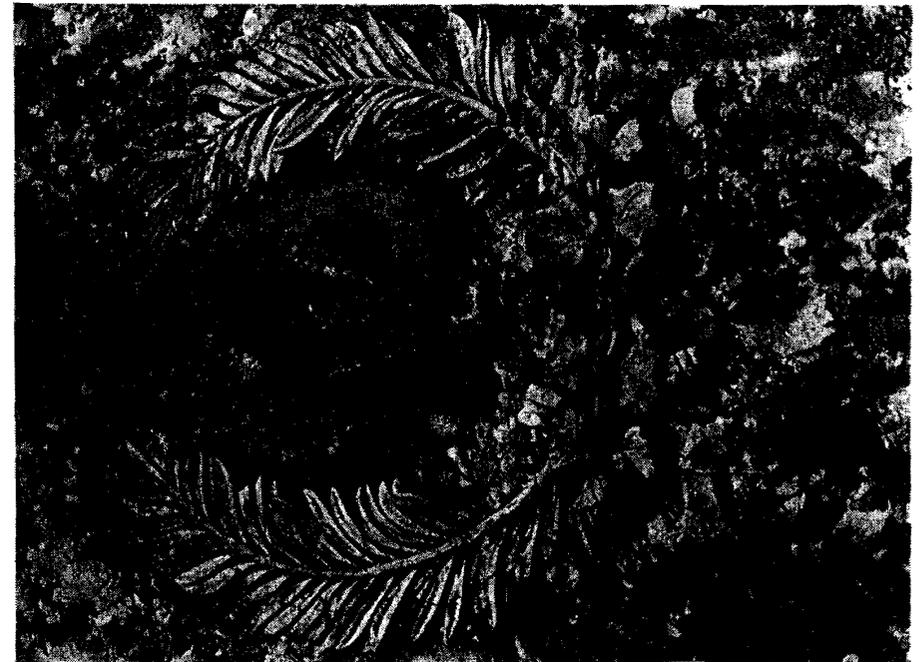
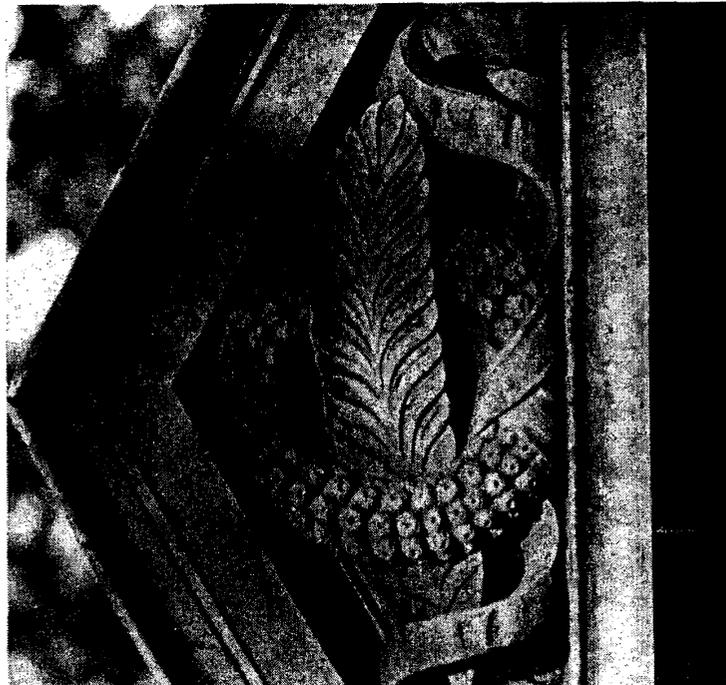
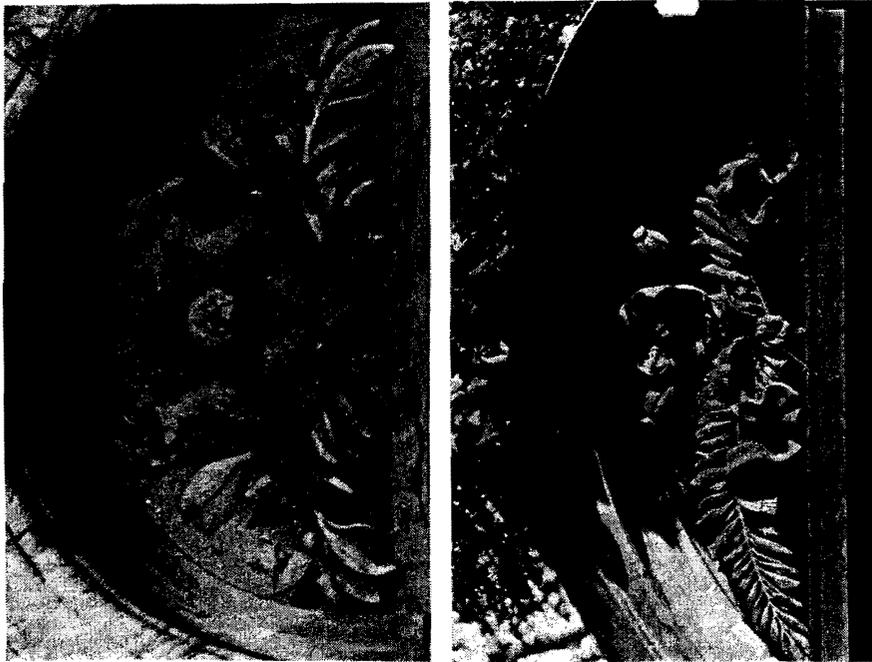
### Sinnzeichen auf Grabmalen

Gelegentlich wird im Kunstdienst nach Entwürfen von Sinnzeichen für Grabmale gefragt. Die entstehende Ratlosigkeit erweist, daß in den letzten Jahrzehnten solche kaum entstanden sind. Das Angebot von Steinmetzen ist auch auf wenige Zeichen beschränkt, vor allem auf Kreuzformen, wenn eine christliche Haltung bekundet werden soll. Früher freilich waren die Motive vielfältiger und gewiß auch eindrücklicher. Darum soll mit diesem Werkbericht ein Blick zurück helfen, ältere Sinnzeichen neu zu bedenken, aufzunehmen und womöglich für das Grabmal unserer Tage bildhauerisch umzusetzen.

Die hier gezeigten fotografischen Abbildungen sind aus einem anderen Grund entstanden. Carola Bloeck, Dresden – Schauspielerin und Gestalterin literarischer Vortragsabende – hat sich seit Jahren mit dem Ewigkeitsgedanken beschäftigt. Damit im Zusammenhang hat sie Friedhöfe aufgesucht und Sinnzeichen und -bilder auf Grabmalen fotografiert. Durch das Beifügen geeigneter Texte zu den Aufnahmen ist eine Ausstellung zustande gekommen. Sie ist unter dem Titel „Zeichen der Liebe – Zeichen des Glaubens“ zuerst in der Kreuzkirche Dresden gezeigt worden. Als Wanderausstellung war sie auch an anderen Orten zu sehen und steht heute noch beim Kunstdienst Radebeul zum Verleih bereit.

Die knappe Auswahl dieses Berichtes geht allein auf die Sinnzeichen ein. Bei der Deutung folgt sie durchaus den Darlegungen von Carola Bloeck.

In die Gegenwart gehört das Zeichen von Brot und Wein, der Glaubende be ruft sich auf das Christusopfer und findet in ihm sein Leben geborgen und sein Sterben. Durchaus gegenwärtig mag auch das Ankerkreuz sein, das den Glauben auf die Hoffnung in Christus gründet, auf die Verankerung in seiner Botschaft und seinem Heil.



WERKBERICHT  
178 Oktober 1988

Grabmale

1242/IX,2

**GRABSTELE MIT DEM THEMA „JUNGLINGE IM FEUEROFEN“  
(AUF DEN SEITENFLÄCHEN „JONAS“ UND „DANIEL IN DER LOWENGRUBE“)**

Material: Anröchter Dolomit  
Entwurf und Ausführung: Werner Franzen, Bergisch-Gladbach  
Größe: 180 cm

WERKBERICHT  
178 Oktober 1988

Grabmale

1240/IX,2

**GRABMAL MIT KREUZFORM**

Material und Technik: Roter Vanga-Granit, gestockt; Kreuzform angeschliffen  
Entwurf und Ausführung: Oswald Schneider, Siegburg  
Größe: ca. 100 cm

WERKBERICHT  
178 Oktober 1988

Grabmale

1243/IX,2

**FAMILIENGRABMAL IN KREUZFORM**  
Material: Belgischer Granit  
Entwurf und Ausführung: Werner Franzen, Bergisch-Gladbach  
Größe: ca. 110 x 140 cm  
Ort: Friedhof Bergisch Gladbach-Schildgen

WERKBERICHT  
178 Oktober 1988

Grabmale

1241/IX,2

**GRABKREUZ**  
Material und Technik: Epprechtstein, poliert bzw. geschliffen  
Entwurf und Ausführung: Wilhelm Völker, Opladen

achse angeordnet oder auf Sinnzeichen und Sinnbild bezogen – auf ihn aufmerksam macht und ihn dem Betrachter zwingend vor Augen führt. Dabei kann eine bewußt gestaltete Beschriftung, die vom Grabmal nicht wie Reklame dem flüchtig Vorbeihastenden in die Augen springen soll, sondern zum Verweilen zwingt, dem Nachsinnen über den Inhalt zugute kommen. So kann schon die Anordnung des Geburtsjahres über dem Namen und des Sterbejahres unter ihm durch das dadurch ausgelöste, kreuzweise Schriftbild zur Aussage werden. Verbindet man das auf Christus bezogene Kreuzzeichen mit dem Namen, dann sollte übrigens das Kreuz über dem Namen stehen, um damit anzudeuten, daß der Träger des Namens unter dem Zeichen des Kreuzes lebte und auch unter ihm begraben sein möchte.

Der christlichen Sinnzeichen und Sinnbilder und Allegorien gibt es viele, sie vermögen über das nur Dekorative hinaus Schmuck des Grabmals zu sein. Neben archetypischen Zeichen wie dem Kreuz, das zugleich Christussymbol ist, dem Kreis als Zeichen des Unendlichen, dem Quadrat als Zeichen gefügter Ordnung und dem nach oben weisenden Dreieck als Zeichen der Trinität und Gottvaters gibt es eine Fülle von Sinnzeichen und -bildern, die aus frühchristlicher Zeit bis heute tradiert wurden. Nur sind viele heute nicht mehr unmittelbar verständlich. Dem Grabmalgestalter ist aber auch die Möglichkeit gegeben, neue Sinnzeichen und -bilder, die auf Christus und seine Heilsbotschaft hinweisen, aus unserer heutigen Welt zu erfinden. Diese Sinnzeichen oder Symbole weisen mit ihrer Deutung den Beschauer in eine bestimmte Richtung; sie setzen seinen Geist in Bewegung, ohne ihn unbedingt zu binden. Viele der christlichen Sinnzeichen haben jedoch nicht nur ihre Bedeutung, sie sind zugleich Seinszeichen christlicher Wirklichkeit. Die Sinnbilder, die häufig der Allegorie nahekommen, sind mit ihrem oft erzählenden Moment sicher vielen Beschauern verständlicher und erleichtern ihnen den Nachvollzug der Aussage im Nachdenken. Das christliche Grabzeichen ist ein Bekenntnis in Form, Wort und Zeichen oder Bild, vielfach schon durch eines dieser Gestaltungselemente geprägt, oft aber auch in der Verbindung von Form und Schrift oder gar unter Einbeziehung der Symbole in der Dreifalt möglicher christlicher Aussage am Grabe. So verstanden ist das christliche Grabzeichen Gestalt gewordene Verkündigung.

Hans-Kurt Boehlke

Text: Dr. Hans-Kurt Boehlke

Vorwort und Bildauswahl: Joachim Schöne

Herausgegeben von der Pressestelle der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen, Redaktion, PSF 641, William-Shakespeare-Straße 10, Weimar, 5300, Fernruf: 43 30

#### GRABMAL MIT THEMA „HIMMELFAHRT“

Material und Technik: Roter Mainsandstein, frei scharriert

Entwurf und Ausführung: Karl-Josef Schneider, Siegburg

Größe: 150 cm

Ort: Friedhof Hennef, Sieg

WERKBERICHT  
178 Oktober 1988

Grabmale

1239/IX,2

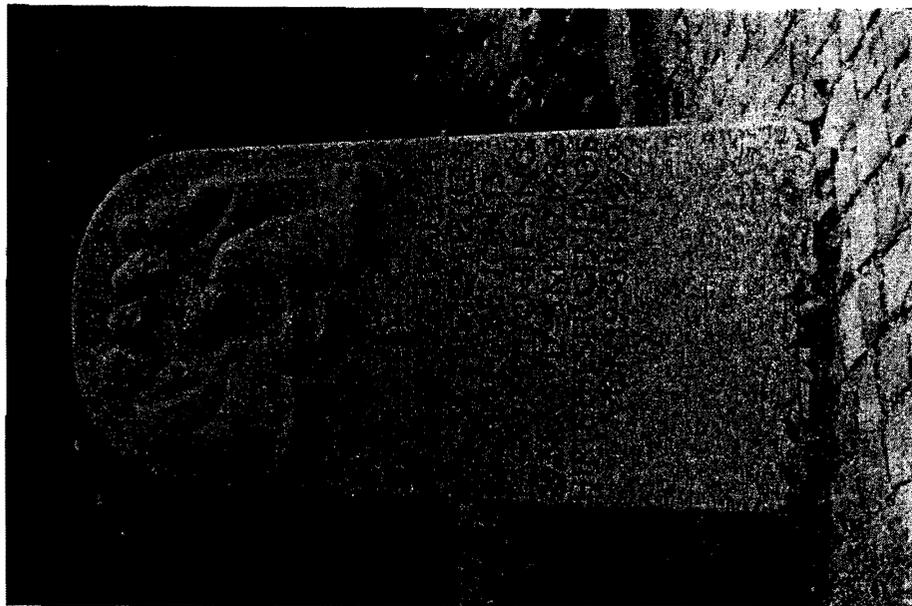
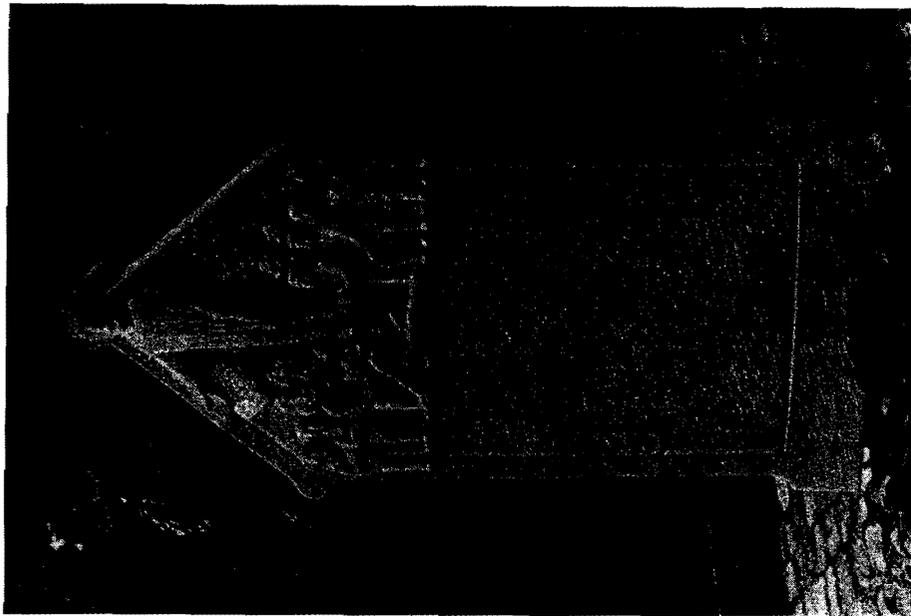
#### GRABMAL FÜR EINEN PFARRER MIT THEMA „FUSSWASCHUNG“

Material und Technik: Belgischer Granit, geschlägelt/gestockt

Entwurf und Ausführung: Karl-Josef Schneider, Siegburg

Größe: 130 cm

Ort: Friedhof Lohmar-Birk



## KUNST UND KUNSTHANDWERK IM RAUM DER KIRCHE

### DAS CHRISTLICHE GRÄBMAL

Erfreulicherweise können wir diesmal Beispiele aus der Grabmalkunst der Bundesrepublik Deutschland vorstellen. Das verdanken wir Herrn Dr. Boehlke, der führend in der Arbeitsgemeinschaft „Friedhof und Denkmal“ arbeitet. Er ist Herausgeber der gleichnamigen Zweimonatsschrift, der wir diesen Beitrag entnehmen dürfen.  
Joachim Schöne

„Das christliche Grabmal“, dieser Titel ist eine schlagwortartige Begriffsvereinfachung; der Grabstein oder das Grabzeichen aus Holz oder Metall kann naturgemäß nicht christlich sein. Aber das Grabzeichen vermag christliche Glaubensaussage zu sein, Aussage über den christlichen Glauben des unter solchem Zeichen Bestatteten und wohl auch jener, die ihm das Zeichen setzen ließen, um darzutun, daß unter ihm ein Mensch beigesetzt wurde, der die von Christus verheißene Auferstehung erwartet. Ein solches Grabmal kann die christliche Botschaft durch seine Form, durch die Inschrift, durch ein christliches Sinnzeichen oder -bild verkünden. Das „christliche“ Grabzeichen ist dann kein Totenmal, das endlose Trauer und Trostlosigkeit manifestiert. Im Gegenteil, es strahlt zumindest Hoffnung aus, wenn nicht gar Gewißheit, daß der Tod durch Christus überwunden wurde und Sterben des Christen „Gewinn“ ist, weil der Tod „das Tor zu neuem Leben“ wird.

Die Kreuzform des Grabzeichens allein vermag solches Zeichen des Sieges über den Tod zu sein. Christliche Grabzeichen sind vertikal gerichtet. Die aufrechten Stelen sind Zeichen der Auferstehung. Aber auch liegende, in die Bepflanzung des Grabes eingebettete Grabplatten können Sinnbild schützender Liebe, der christlichen Nächstenliebe auch für den Toten sein, wenn sie Zeichen oder Worte der Heilsverkündung oder Heilserwartung tragen. Ein Breitwandmal, Sinnbild einer Klagemauer, vermag schon durch die Form christliche Auferstehungsgewißheit nicht zu verkünden.

Die christliche Gemeinde wird auch auf dem Friedhof sichtbar. Im Leben eng geschlossene Glaubensgemeinschaften, so etwa Ordens- oder Diakonie-Gemeinschaften oder etwa die der Herrnhuter Brüder, können auf eigenen Friedhöfen oder Gräberquartieren unter gemeinsamen Grabzeichen ihre besondere Gemeinschaft bezeugen. Sonst aber ist auch der christliche Friedhof ein Ort dieser Welt und Spiegelbild unserer pluralistischen Gesellschaft. Christen sind bewußte Individuen, Menschen persönlicher Entscheidung für Christus, zu denen ihr Herr auch persönlich sagt: „Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen.“ Das christliche Grabmal sollte also etwas von dieser Individualität, von dieser Einmaligkeit eines jeden Christenmenschen spüren lassen.

Das „christliche“ Grabzeichen muß daher nicht in jedem Falle ein Kreuz sein. Eine übergroße Vielzahl von Grabkreuzen auf einem Friedhof würde vielleicht sogar die Aussagekraft des einen Kreuzes, auf das alle diese Grabkreuze bezogen sind, mindern, während es im Gräberfeld verteilt immer erneutes Anrufungszeichen zu sein vermag. Dabei kann das Kreuz eine Vielfalt von Formvarianten haben, wie wir sie seit der Frühzeit des Christentums aus der Vielzahl seiner Glaubenszeichen kennen.

Das aufrechte Grabzeichen, die Stele, und der lagerhafte Grabstein bzw. die liegende Platte sind besonders geeignet als Schriftträger christlicher Wortverkündung und der Aussage durch Sinnzeichen und -bilder des Glaubens. Texte der Glaubensverkündung können der Bibel, dem christlichen Liedgut, aber auch alter und neuer Dichtung entnommen werden, doch sind auch persönliche Glaubensantworten etwa des Verstorbenen nicht nur möglich, sondern als Glaubenszeugnis, das in manchen Fällen über die Person hinaus Allgemeingültigkeit haben kann, besonders überzeugend. Dabei ist nicht nur die Inschrift, sondern auch die Schrift selbst wesentliches Element der Aussage und der Grabgestaltung. Ein Text wird in seinem ganzen Inhalt auf dem Grabmal nur dann voll erkannt und aufgenommen, wenn die Könnerschaft des Schriftgestalters durch Wahl und Gestaltung der Schrifttypen und durch die Verteilung der Inschrift auf der Fläche – etwa als Schrittteppich oder um eine gedachte Mittel-



**OTTO DIX**  
**SAUL UND DAVID**  
Technik: Lithographie  
Größe: 54,5 x 40 cm  
Zeit: 1951

**HERBERT SEIDEL**  
**DAVID SPIELT VOR SAUL**  
Technik: Holzschnitt  
Größe: 25 x 18,6 cm  
Zeit: 1956

**MARC CHAGALL**  
**DAVID SPIELT VOR SAUL**  
Technik: Radierung  
Größe: ca. 30 x 25 cm

**ALBERT BIRKLE**  
**SAUL UND DAVID**  
Technik: Pinsel- und Federzeichnung  
Größe: 20,5 x 15 cm

werden Haub und Mörgele, mit denen Saul den Knaben spielen verweigert wird. Der Bauernknabe gibt sich harmlos dem Spiel hin, Musik kann nicht wirklich verwandeln. Doch: Sie entlockt dem Herrscher – Tränen.

Johannes Feige hat dieses Thema mehrfach gestaltet. Saul bleibt bewaffnet im Hintergrund, in der Hand den Speiß, den er gegen David schleudern wird, 1. Samuel 18, 10–16. David ist kein Knabe mehr. Er hat mit den Philistern gekämpft, Erfolge errungen und ist beim Volk beliebt. Noch spielt er vor Saul, doch wird die Harfe zum schützenden Schild.

Hans Juchser rückt David und Saul eng zusammen. Sie kommen nicht mehr voneinander los: Der König, übermächtig an Gestalt und Gewalt; David, der Hirtenjunge, fühlt sich beäugt, geprüft, eingeklemmt. So wird auch sein herbes Gesicht verständlich, das gar nicht einem Jüngling zu gehören scheint. Die groben Finger können dem kleinen Instrument kaum eine gute, entspannende Musik entlocken.

Bärbel Kuntsche gestaltet ein Bild mit „Hintergrund“, mag es Landschaft sein, Garten, Draperie – alles ist Unruhe, Sitz der König (man sieht seine Füße) oder kniet er (so seine Haltung)? Trocknet er seine Tränen oder verhüllt er das Gesicht? David kniet musizierend, die klingende Harfe wird zum Teil seines Körpers. Unübersehbar ist die Zuwendung zu Saul, aber auch Abstand und Angst.

Herbert Seidel läßt Saul zum Hiob werden: Er sitzt am Boden, die Krone hat er abgelegt – ein Bild vom inneren Zerstörtsein, der Hilfe bedürftend, Beistand suchend. David steht neben ihm in anrührender Schlichtheit, – wie kann von diesem Kind Hilfe kommen? Aber das ist die hochgehaltene Harfe und: dahinter ein Kreuz. Kreuz, Kind, Harfe, Krone – der neutestamentliche Bezug wird unübersehbar.

Text und Bildwahl: Joachim Schöne

Herausgegeben von der Pressestelle der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen, Redaktion „Amtsblatt“, PSF 641, William-Shakespeare-Straße 10, Weimar 5300, Fernruf: 43 30

**JOHANNES FEIGE  
SAUL UND DAVID**

Technik: Lithographie  
Größe: ca. 20 x 30 cm  
Zeit: ca. 1980

**WERKBERICHT**  
179 Dezember 1988

**Grafik**

**1244/VII,2**

**WERKBERICHT**  
179 Dezember 1988

**Grafik**

**1246/VII,2**

**HANS JUCHSER  
SAUL UND DAVID**

Technik: Holzschnitt  
Größe: ca. 30 x 45 cm

**BÄRBEL KUNTSCHKE  
DAVID SPIELT VOR SAUL**

Technik: Holzschnitt  
Größe: 32,5 x 41 cm  
Zeit: 1983



## WERKBERICHT 171 KUNST UND KUNSTHANDWERK IM RAUM DER KIRCHE

### „David spielt vor Saul“ Ein Bildvergleich

Im Werkbericht 171 ist Grundsätzliches über das Vergleichen von Bildern ausgeführt worden. Hier soll dafür neues „Material“ vorgelegt werden. Dem Beobachter und Sammler grafischer Blätter zu biblischen Themen fällt auf, daß Künstler – aus welchen Gründen auch immer – zahlreiche biblische Geschichten kaum oder gar nicht gestalten, andere hingegen bevorzugen. Zu ihnen gehört das Thema: „David spielt vor Saul“, 1. Samuel 16, 14–23. Das ist bemerkenswert, wenn man das vielfältige Erzählgeflecht um David und Saul bedenkt. Saul, der gesalbte König, wird von Gott verworfen. Der Knabe David wird vorsorglich zum König gesalbt und gelangt an Sauls Hof, um mit seinem Harfenspiel dem vom „bösen Geist“ umschatteten König beizustehen. Wenn David spielte, „so wurde es Saul leichter, und es ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm“ (V. 23b).

Welch eigenartiger Zusammenhang von Musik, psychischer Verfassung und tiefer Depression deutet sich hier an. Ihm soll im Bildvergleich nachgegangen werden. Die unterschiedlichen künstlerischen Auffassungen und Handschriften bilden den Hintergrund.

Albert Birkle lößt den schwermütigen Saul das Bild beherrschen, unterstreicht die Macht des Thrones, den der umgetriebene König innehat. Sein Gesicht, seine Hand, seine Haltung zeigen inneres Befinden. David, knabenhaft zart, bleibt an der Seite, ein freundlicher Einschub, Beigabe beinahe. Alles wird sich gegen Saul wenden. Musik hilft nicht.

Marc Chagall hält den Augenblick der „Verwandlung“ fest, das Harfenspiel tut seine Wirkung. Von David aus dringt Helligkeit ins Bild, dunkel bleibt nur das Gewand des Königs, seine Hülle. Auch auf sein Antlitz fällt Licht. Das Instrument rückt ins Zentrum, von David in mädchenhafter Anmut gespielt.





Jutta Waldner, seit 1981  
Graphikern  
Landschaft, Stillleben  
seit 1983

1. Juni - 8. Juli 1987 Mo - Sa 10-17 Uhr



SPÄRRING

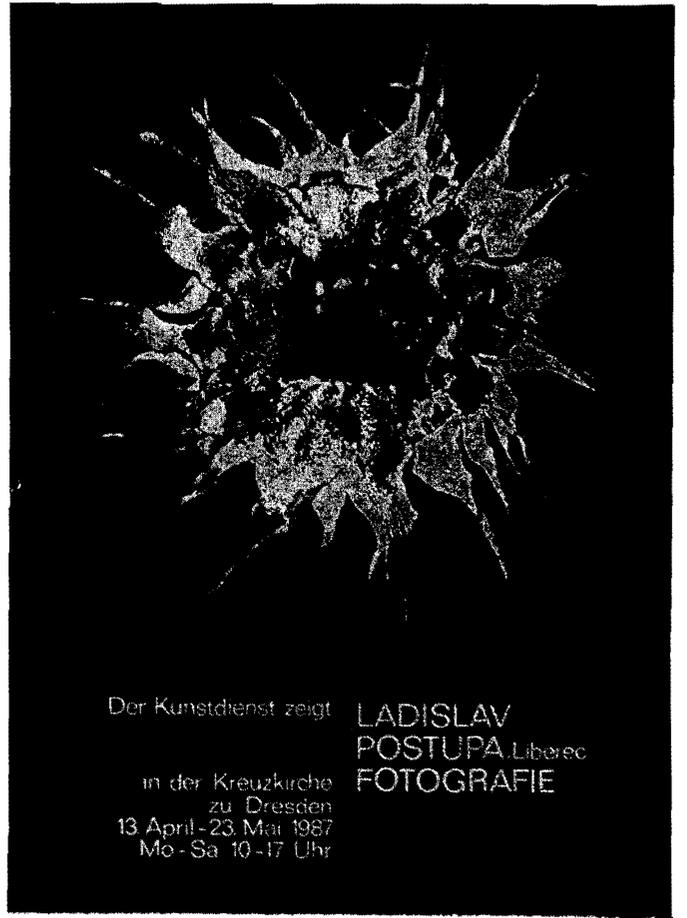
Der Kunstdienst  
Kreuzkirche  
Dresden

Graphik, Druck, Kunst

Der Kunstdienst  
zeigt in der  
Kreuzkirche  
Dresden  
GERTRAUDE und  
JÜRGEN SEIDEL  
Malerei  
Materialbilder  
Textilgestaltung



25. Juli - 18. September  
Mo - Sa 10-17 Uhr



Der Kunstdienst zeigt  
in der Kreuzkirche  
zu Dresden  
13. April - 23. Mai 1987  
Mo - Sa 10-17 Uhr

LADISLAV  
POSTUPA Liberec  
FOTOGRAFIE

**AUSSTELLUNGSPLAKAT  
(MIT FOTOGRAFIK „SONNE“ VON LADISLAV POSTUPA)**

Entwurf: Helmut Weisbach  
Größe: 30 X 42 cm  
einfarbig schwarz  
Zeit: 1987

**AUSSTELLUNGSPLAKAT „SPURENSICHERUNG“  
(MIT ABB. FROTTAGE VON JOACHIM STEINMANN)**

Entwurf: Helmut Weisbach  
Größe: 30 X 42 cm  
zweifarbige grau/dunkelblau  
Zeit: 1988

**AUSSTELLUNGSPLAKAT  
(MIT ABB. „JÜNGSTES GERICHT“, MISCHTECHNIK, VON JURGEN SEIDEL)**

Entwurf: Helmut Weisbach  
Größe: 30 X 42 cm  
einfarbig schwarz  
Zeit: 1988

**AUSSTELLUNGSPLAKAT  
(MIT RADIERUNG VON JUTTA WALTHER-SCHÖNHERR)**

Entwurf: Helmut Weisbach  
Größe: 30 X 42 cm  
zweifarbige graugrün/schwarz  
Zeit: 1987

sie haben ihre spezielle Wirkung, die von der Sachinhalte bis zur ästhetischen Anregung reicht. Bei den Bildern handelt es sich sachbedingt um die Verwendung von Grafik sowie fotografische Wiedergaben von Malerei und Plastik. Für das kirchliche Plakat bietet sich außerdem der Einsatz von Symbolen, heimlich bedingten Zeichen und Signets an. Das einfache Kreuzzeichen, das man auf Todesanzeigen findet, hat keine werbende Wirkung.

Zu den Beispielen:

Bei L. Postupa wird ein Foto zum Träger des Plakates, die Schrift ist angemessen eingebracht. Eine ungewohnte Grafik wird im Plakat J. u. G. Seidel herausgestellt und mit einem sachlichen Schrifttext versehen. Ein ähnliches Verfahren liegt bei J. Walther-Schönherr vor. Die Zartheit des Bildes wird mit der Wahl der Schrift unterstützt. Bei J. Steinmann setzt der Gestalter einen harten Schriftblock auf die Frottage hebräischer Buchstaben.

Die weihnachtlichen Ausstellungsplakate zeigen:

eine grafische Lösung, die die Arbeit zu einem Poster werden läßt, den Einsatz einer Plastik, mit der das Thema der Ausstellung hervorgehoben wird. Abbildung und Schrift tragen einander;

eine anregende Schriftgestaltung mit einer breiten Bildleiste. Dieser Versuch zeigt den festlichen Charakter der Ausstellung an.

Text und Bildauswahl: Joachim Schöne

Fotos: Renate Weidauer

Herausgegeben von der Pressestelle der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen, PSF 641, William-Shakespeare-Straße 10, Weimar 5300, Fernruf: 43 30

181 Februar 1989

1258/XI,2

**PLAKAT WEIHNACHTSAUSSTELLUNG  
„ER IST AUF ERDEN KOMMEN ARM“**

**(MIT ABB. HOLZGESCHNITZTE GRUPPE „FLUCHT“ VON GOTTFRIED REICHEL)**

Entwurf: Helmut Weisbach

Größe: 30 X 42 cm

zweifarbige gelb/rotbraun

Zeit: 1987

**WERKBERICHT**  
181 Februar 1989

**PLAKATE**

**1258/XI,2**

**WERKBERICHT**  
181 Februar 1989

**PLAKATE**

**1260/XI,2**

**PLAKAT WEIHNACHTSAUSSTELLUNG  
(MIT ABB. KERAMIKKRIPPE VON AGA HONIGBERGER)**

Entwurf: Helmut Weisbach

Größe: 30 X 42 cm

zweifarbige orange/blau

Zeit: 1988

**PLAKAT WEIHNACHTSAUSSTELLUNG  
(MIT HOLZSCHNITT „HERBERGSSUCHE“ VON PETER OPITZ)**

Entwurf: Helmut Weisbach

Größe: 30 X 42 cm

einfarbige blau

Zeit: 1976

AUSSTELLUNG DES KUNSTDienstES  
IN DER KREUZKIRCHE ZU DRESDEN



ER IST AUF ERDEN  
KOMMEN ARM

GESTALTEN DER BIBEL IN HOLZ GESCHNITZT  
VON GOTTFRIED REICHEL/POBERSHAU (ERZGEB.)

1. DEZEMBER 1987 - 6. JANUAR 1988

ÖFFNUNG 10.30 UHR - AB 21. DEZ. 10.30 UHR ANFANG ZU KIRCHL. VERANSTALTUNGEN

## WERKBERICHT VON KUNST UND KUNSTHANDWERK IM RAUM DER KIRCHE

### Plakate in der Gemeindearbeit

In der Gemeindearbeit spielt das Plakat im Gegensatz zu Schaukasten und Kirchennachrichtenblatt eine mehr untergeordnete Rolle. Es hat seine Funktion bei besonderen Veranstaltungen wie Kirchenmusiken, Jubiläen u. ä. Dieser Werkbericht will Gestaltungshilfen geben, die auch umsetzbar sind für Schaukasten und Kirchennachrichtenblatt. Öffentliche Äußerungen kirchlichen Lebens sollten nicht phantasie- und lieblos, sondern im besten Sinne einladend sein. Im Folgenden wird Wert gelegt auf die Gestaltung von Schrift und Bild und deren Zuordnung.

Das geschieht am Beispiel von Ausstellungsplakaten des sächsischen Kunstdienstes, sämtlich gestaltet von Helmut Weisbach. Er ist Kunstdienst-Mitarbeiter und zugleich Gebrauchsgrafiker, der sich besonders mit dem Schreiben beschäftigt. Die Vorstellung von Arbeiten aus einer Hand dient dem besseren Vergleich der Plakate. Künstler, vor allem Grafiker, stellen sich gern Gemeinden für Plakatentwürfe zur Verfügung, auf ihre Mitarbeit sollte nicht verzichtet werden. Die Kunstdienste vermitteln Adressen. Eine Gemeinde, die an dieser Stelle spart, mindert den Wert der Werbung und bringt sich selbst um schöne Erinnerungsstücke. Die Kunstdienst-Plakate laden zu Ausstellungen in die Dresdner Kreuzkirche ein und haben von daher legitim einen Bildteil. Dafür werden von Helmut Weisbach gelegentlich Anregungen der betroffenen Künstler aufgenommen.

Im Grunde spricht nichts gegen Plakate, die „bloße“ Schriftgestaltung sind. Bei ihnen aber besteht die Gefahr, daß sie „flach“ bleiben, wenn keine Sorgfalt auf die Auswahl von Schriftgrößen, Drucktypen und deren Anordnung aufgewendet wird.

Die abgedruckten Plakate zeigen einige Möglichkeiten auf. Für die Schrift wur-

DER KUNSTDienst ZEIGT



WEIHNACHTLICHE KUNST  
IN DER KREUZKIRCHE

28. NOV.  
-16. DEZ.

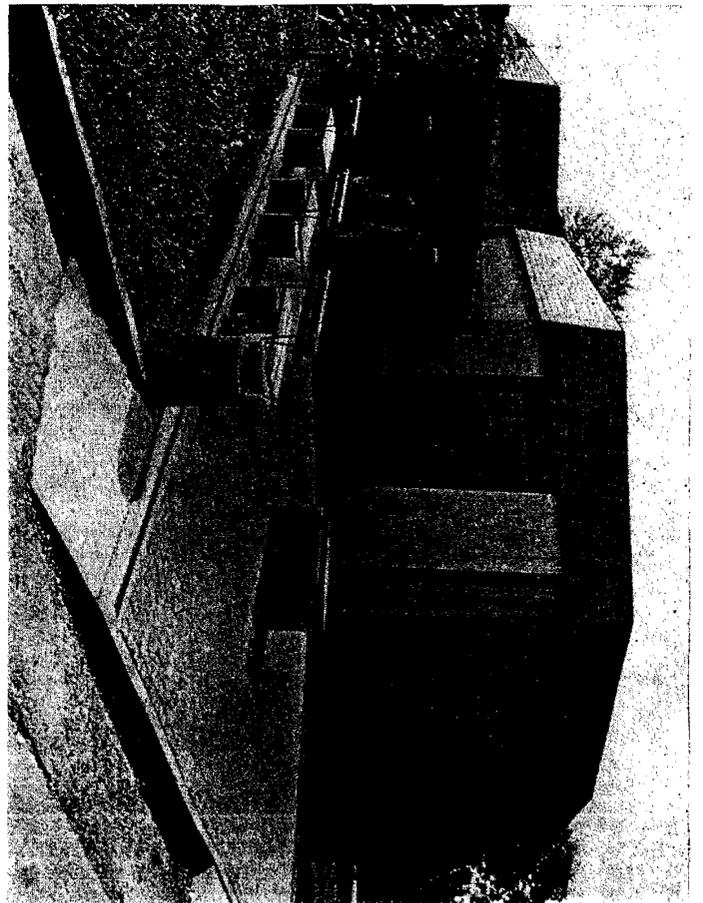
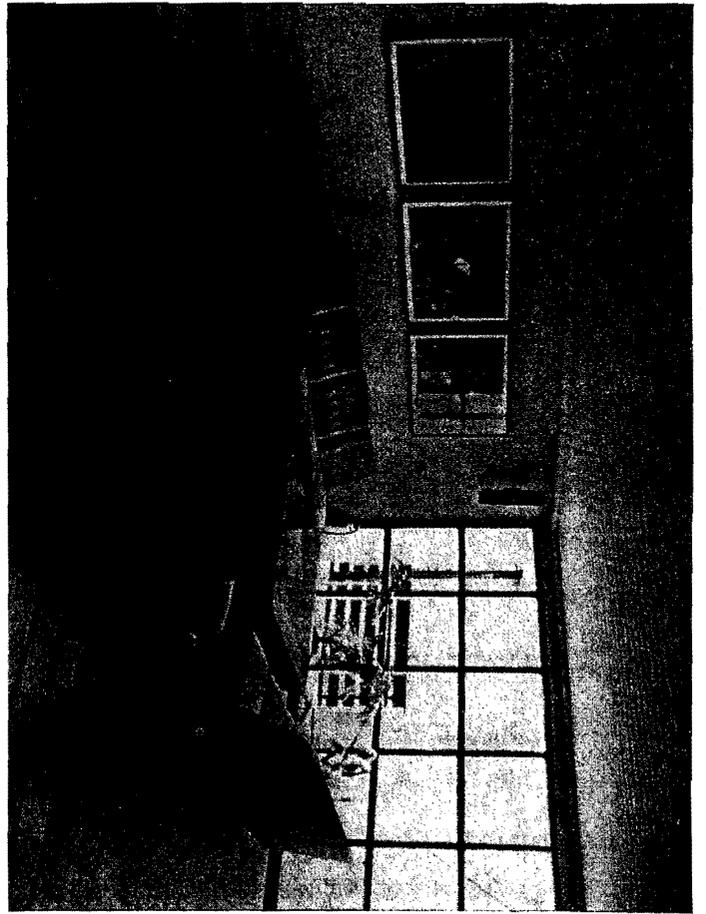
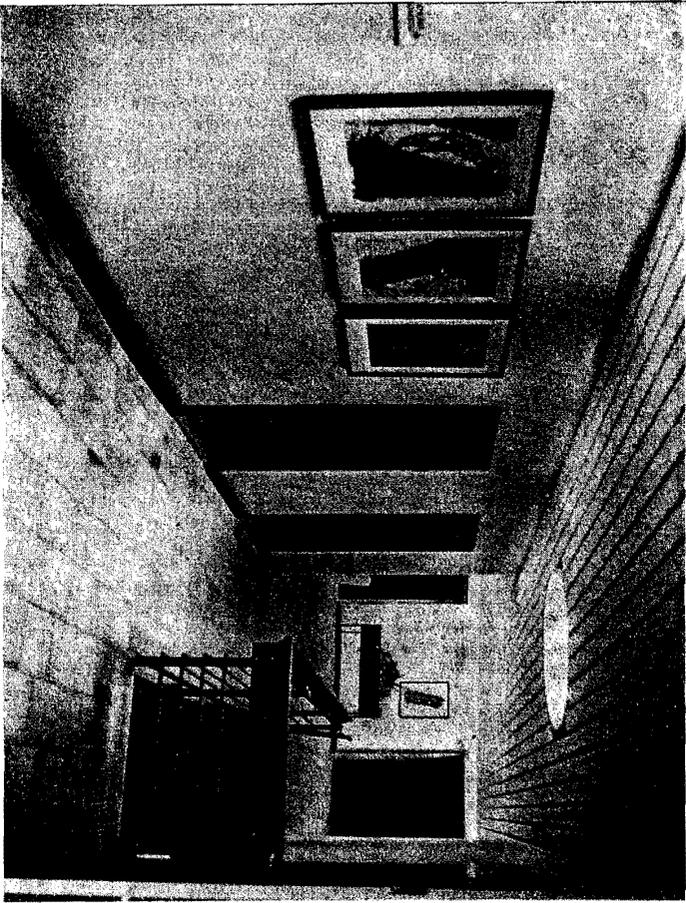
SONNTAGS 12-19 UHR  
WERTTAGS 10-19 UHR

Der  
Kunstdienst  
zeigt eine  
weihnachtliche  
Ausstellung

in der  
Kreuzkirche  
zu Dresden

27. November  
-20. Dezember 1988  
tägl. 10-18 Uhr  
außer an kirchl. Feiertagen





WERKBERICHT  
182 JUNI 1989

Gemeindehaus

1268/1,1

**DIETRICH-BONHOEFFER-GEMEINDEZENTRUM  
EINGANGSBEREICH**

Zeit: 1984  
Ort: Karl-Marx-Stadt

WERKBERICHT  
182 JUNI 1989

Gemeindehaus

1270/1,1

**FOYER  
MIT GRAPHIK VON MICHAEL MORGNER**

Zeit: 1984  
Ort: Dietrich-Bonhoeffer-Gemeindezentrum Karl-Marx-Stadt

WERKBERICHT  
182 JUNI 1989

Bauteile und Türen

1269/1,2

**EINGANGSTÜR**

Material: Industriemail und Stahl  
Entwurf: Michael Morgner, Einsiedel  
Zeit: 1984  
Ort: Dietrich-Bonhoeffer-Gemeindezentrum Karl-Marx-Stadt

WERKBERICHT  
182 JUNI 1989

Gemeindehaus

1271/1,1

**GANG IM GEMEINDETRAKT  
MIT GRAPHIK VON MICHAEL MORGNER**

Zeit: 1984  
Ort: Dietrich-Bonhoeffer-Gemeindezentrum Karl-Marx-Stadt

ortnet.

An diesem Bauwerk haben von Anfang an Künstler mitgewirkt. Prof. Hans Brockhage, ein bedeutender Holzgestalter, schuf als optische und geistliche Zentrale die Altarwand aus Beton in Baumstrukturen. Aus ihnen formt sich ein großes – innen wie außen sichtbares – Kreuz. Davor bildet ein zerrissener, „geschundener“ Mooreichenstamm das Kruzifix. Der Maler und Grafiker Michael Morgner beschäftigte sich seit 1982 mit der Gestaltung des Gemeindezentrums und mit dem Martyrium Dietrich Bonhoeffers. Es wird für ihn zeichenhaft zum Symbol der Passion, die nicht das Ende bedeutet. Die Grundspannung – Widerstand und Ergebung – wird in großformatigen Graphiken ebenso aufgenommen wie auf den Eingangstüren, dort in Industrie-Email ausgeführt. Die künstlerische Gesamtkonzeption ist wohlbedacht und gediegen: Altar, Kanzel und Taufe in Mooreiche von Dieter Groh – Paramente aus entsprechenden Materialien und Naturfarben von Traude-Maria Henschel, Abendmahlsgeräte aus Edelstahl von Wolfram Schneider.

Text und Bildauswahl: Joachim Schöne  
(für den Text wurde ein Informationsheft der Bonhoeffer-Gemeinde verwendet)  
Fotos: Andreas Schroth, Karl-Marx-Stadt  
Herausgegeben von der Pressestelle der Evangelisch-Lutherischen Kirche  
in Thüringen, Redaktion „Amtsblatt“, PSF 641, William-Shakespeare-Str. 10,  
Weimar 5300, Fernruf: 43 30

182 JUNI 1989

Die heiligen Orte

1266/II,2

#### LESEPULT

Material: Mooreiche

Entwurf: Dieter Groh, Burkersdorf

Parament: Traude-Maria Henschel, Raschau

Ort: Dietrich Bonhoeffer-Gemeindezentrum Karl-Marx-Stadt

WERKBERICHT  
182 JUNI 1989

Gemeindehaus

1265/I,1

WERKBERICHT  
182 JUNI 1989

Die heiligen Orte

1267/II,1

#### ALTARRAUM

Material: Beton, Holz (Mooreiche)

Corpus: Prof. Hans Brockhage, Schwarzenberg

Altar, Taufe, Kanzel: Dieter Groh, Burkersdorf

Paramente: Traude-Maria Henschel, Raschau

Zeit: 1984

Ort: Dietrich-Bonhoeffer-Gemeindezentrum Karl-Marx-Stadt

#### ALTAR

Material: Mooreiche

Entwurf: Dieter Groh, Burkersdorf

Parament: Traude-Maria Henschel, Raschau

Ort: Dietrich-Bonhoeffer-Gemeindezentrum Karl-Marx-Stadt

## KUNST UND KÜNSTHANDWERK IM RAUM DER KIRCHE

### Dietrich-Bonhoeffer-Gemeindezentrum Karl-Marx-Stadt

Von 1974 an entstand unmittelbar bei Karl-Marx-Stadt das Neubaugebiet „Fritz Heckert“. Damit ergaben sich für die benachbarten Gemeinden neue Aufgaben und Arbeitsstrukturen. Fünf Jahre später löste sich von der „Muttergemeinde“ Nikolai-Thomas eine eigenständige Gemeinde und wählte den Namen des Blutzugegen Dietrich Bonhoeffer. Sie nutzte zunächst die Heilig-Geist-Kapelle in guter ökumenischer Gemeinsamkeit mit der katholischen Kirche. Im Rahmen der Aktion „Neue Kirchen für neue Städte“ wurde der Gemeinde im alten Markersdorf ein Bauplatz angeboten. Im Juni 1983 fand dort die Grundsteinlegung, im Oktober bereits das Richtfest statt. In Zusammenarbeit einer Architektengruppe, zahlreicher Betriebe und Gemeindeglieder entstand unter Leitung von Dr. Ulrich Böhme, Baureferent des Ev.-Luth. Landeskirchenamtes Sachsen, ein beachtenswertes Gemeindezentrum.

An der Stelle eines alten Bauernhofes wurde ein Baukörper geschaffen, der das stark abfallende Gelände geschickt nutzt. Es besteht aus einem in den Hang gefügten zweigeschossigen Gemeinetrakt mit Gruppen- und Verwaltungsräumen sowie aus dem Kirchraum und Gemeindesaal. Flache Dächer und sachliche Fassaden schaffen Verbindung zu den umliegenden Wohnbauten. An erzegebirgische Bauweise erinnert eine um das Dach laufende Naturschiefer-Verkleidung. In das Gemeindezentrum gelangt man durch ein großräumiges Foyer, das weitgehend verglast ist. Von dort betritt man den Kirchraum oder den Gemeindesaal, die miteinander verbunden werden können. Beide sind schlicht gestaltet mit weißen Wandflächen, einer untergehangenen Stuckdecke und großen Fensterflächen mit dunklen Rahmen. Vom Foyer aus erreicht man auch die Gemeinderäume, eine Terrasse am Gemeindesaal, Loggien vor den Räumen im Erdgeschoß, Ausgänge der Gruppenräume im Untergeschoß – das Gemeinde-

